

Strindberg
Historische Miniaturen



Strindberg

Historische Miniaturen



München bei Georg Müller


1927

Berechtigte Übertragung von Emil Schering

Copyright 1927 by Georg Müller Verlag A. = G.
München, Printed in Germany

Inhalt

Die ägyptische Knechtschaft	7
Der Halbkreis von Athen	33
Glaccus und Maro	91
Leontopolis	105
Apostata	109
Eginhard an Emma	139
Laokoon	145
Old Merry England	171
Der Große	199



Digitized by the Internet Archive
in 2024

Die ägyptische Knechtschaft

Der alte Ebenholztischler und Schatullenmacher Amram wohnte am Flußufer in einer Lehmhütte, die mit Palmenblättern gedeckt war. Dort hatte er seine Frau und seine drei Kinder. Er war gelb im Gesicht und trug einen langen Bart. In seinem Gewerbe, Elfenbein und hartes Holz zu schnitzen, sehr bewandert, diente er am Hofe Pharaos und arbeitete darum auch in den Tempeln.

Jetzt eines Morgens im Hochsommer unmittelbar vor Sonnenaufgang stieg er aus seinem Bett, sammelte seine Werkzeuge in einen Sack und trat aus der Hütte heraus. Auf der Schwelle blieb er stehen und sprach, sich gen Osten wendend, ein leises Gebet. Und dann begann er die Wanderung, zwischen Fischerbuden immer dem schwarzen geborstenen Flußhügel folgend, auf dem Reiher und Tauben nach ihrem Morgenmahl sich ruhten.

Fischer Nepht, der Nachbar, besichtigte seine Netze und legte Karpfen, Äschen und Welse in die verschieden großen Fächer des Bootes.

Amram grüßte und wollte einige Worte zum Zeichen der Freundschaft sagen:

„Der Nil hat aufgehört zu steigen?“ sagte er.

„Bei zehn Ellen stehen geblieben! Das ist die Hungersnot!“

„Weißt du, warum er nur fünfzehn Ellen steigen kann, Nephth?“

„Weil wir sonst ertrinken würden,“ antwortete der Fischer einfältig.

„Ja, allerdings, und das dürfen wir nicht. Der Nil hat also einen Herrn, der über den Wasserstand herrscht: er, der das Sternengewölbe ausgemessen und den Erdboden entworfen, hat dem Wasser eine Mauer gesetzt, und diese Mauer, die wir nicht sehen, ist fünfzehn Ellen. Denn bei der großen Flut im Land unserer Väter, dem Land Ur in Chaldäa, stieg das Wasser bis fünfzehn Ellen, nicht mehr, nicht weniger . . . Ja, Nephth, ich sage ‚wir‘, denn du bist von unserm Volke, wenn du auch eine andere Sprache sprichst und fremde Götter verehrst. Einen guten Morgen wünsche ich dir, einen sehr guten Morgen, Nephth!“

Er verließ den beschämten Fischer, ging weiter und warf sich in die Vorstadt hinein, wo die Häuser der Bürger aus Nilziegel und Holz angingen.

Der Handelsmann und Wechselr Eleazar öffnete eben das Ladenfenster, während sein Bursche draußen die Straße begaß.

„Ein gesegneter Morgen, Eleazar, Wetter,“ grüßte Amram.

„Kann nicht sagen,“ antwortete der Kaufmann mürrisch. „Der Nil ist stehen geblieben und beginnt zu sinken: schlechte Zeiten.“

„Auf schlechte Zeiten folgen gute Zeiten, das wußte unser Vater Abraham schon; und als Josef, Jakobs Sohn, die sieben magern Jahre voraussah, riet er Pharao, in die Scheunen zu sammeln . . .“

„Mag sein, aber das ist jetzt vergangen und vergessen!“

„Ja, du hast auch die Verheißung vergessen, die der Herr seinem Freunde Abraham gab . . .“

„Die vom Lande Kanaan? Darauf haben wir vierhundert Jahre gewartet, und jetzt sind statt dessen Abrahams Kinder Leibeigene geworden . . .“

„Abraham glaubte in guten und in bösen Tagen, in Lust und in Leid, und das ward ihm zur Gerechtigkeit angerechnet.“

„Ich glaube überhaupt nicht,“ unterbrach ihn Eleazar. „Doch, ich glaube, daß es rückwärts geht, und daß ich den Laden schließen muß, wenn es Mißwachs gibt . . .“

Amram ging betrübt weiter und kam zum Markt, wo er sich ein Durrabrot, ein Stück Aal und einige Zwiebeln kaufte.

Als die Verkäuferin das Geldstück nahm, spuckte sie darauf; als Amram Wechselgeld zurückbekam, tat er es auch.

„Spuckst du auf das Geld, Hebräer?“ schnaubte die Hölzerin.

„Man nimmt die Sitten des Landes an!“ erwiderte Amram.

„Antwortest du, unreiner Hund?“

„Auf Anrede antworte ich, aber nicht auf Schimpfworte.“

Der Hebräer ging weiter, denn es rottete sich Volk zusammen. Er traf den Barbier Enoch, und sie grüßten sich mit einem Zeichen, das die Fremdlinge erfunden und das bedeutete: Wir glauben an Abrahams Verheißung und warten geduldig in der Hoffnung.

Amram erreichte schließlich den Tempelsplatz, ging durch die Allee der Sphinxen und stand vor einer kleinen Thür des linken Pylons. Er schlug sieben Male mit der Hand dagegen; ein Diener zeigte sich, nahm Amram beim Arm und führte ihn hinein. Ein junger Priester band ihm eine Binde um die Augen; und nachdem man seinen Sack untersucht hatte, faßte man den Ebenholztischler bei der Hand und führte ihn in den Tempel. Bald ging es Treppen auf, bald Treppen ab; bald gerade aus. Man wich Pfeilern aus, und Geriesel von Wasser war zu hören. Einmal roch's nach Feuchtigkeit, ein andermal nach Weihrauch.

Schließlich blieb man stehen, und die Binde wurde Amram von den Augen genommen. Er befand sich in einer kleinen Kammer mit bemalten Wänden, einigen Bänken und einem Schrank. Eine reich geschnitzte Thür aus Ebenholz, die mit Elfenbein ausgelegt war, trennte die Kammer von einem größeren Saal, der sich auf der einen Seite mit einer breiten Treppe zu einer Terrasse nach Osten öffnete.

Der Priester ließ Amram allein, nachdem er ihm gezeigt, daß die Thür ausgebessert werden sollte, und ihm mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde Schweigen und Verschwiegenheit auferlegt hatte.

Als Amram allein blieb und sich zum erstenmal innerhalb der heiligen Mauern befand, die einem Hebräer keine Ehrfurcht einflößen konnten, wurde er doch von einem gewissen Entsetzen vor all dem Geheimnisvollen ergriffen, von dem er seit seiner Jugend hatte erzählen hören. Um die Furcht vor dem Unbekannten loszuwerden, beschloß er, seine Neugier

zu befriedigen, auf die Gefahr hin, hinausgewiesen zu werden, wenn er jemand traf.

Zum Schein nahm er einen Feinhobel in die Hand, als er in den großen Saal hinaustrat.

Es war ein sehr großer Raum. In der Mitte sprang ein Brunnen aus Rosengranit, und ein Obelisk war ins Becken gepfählt. Die Wände waren mit Gestalten in einfachen Farben bemalt, meist in rotem Ocker, aber auch gelb und schwarz.

Er zog die Sandalen aus und ging weiter in eine Galerie hinein, in der Mumienfärge gegen die Wände gelehnt waren.

Darauf trat er in einen Kuppelraum, dessen Gewölbe mit den großen Konstellationen des nördlichen Sternenhimmels bemalt war. Mitten darunter stand ein Tisch, auf dem eine mit kartenähnlichen Zeichnungen bedeckte Halbkugel lag. Am Fenster stand noch ein Tisch mit einem Modell der größten Pyramide, das auf einem Landmesserbrett mit Skala aufgestellt war. Daneben stand ein Alidab, ein Werkzeug, um Winkel zu messen.

Hier war kein Ausgang zu sehen; nach einigen Suchen aber fand der Uneingeweihte eine Treppe aus Akazienholz, die sich in einem Eckturm hinaufwand. Amram stieg und stieg. Als er aber durch ein Guckloch hinaus sah, fand er sich immer noch auf einer Höhe mit dem Dach des Kuppelsaals. Aber er stieg weiter; und als er wieder hundert Schritte gezählt hatte und durch ein Guckloch hinaus sah, befand er sich in einer Höhe mit dem Boden des Kuppelsaals.

Da öffnete sich eine Brettertür und ein älterer Mann in halb priesterlichem Gewand empfing Amram

mit einem Gruß wie einen bekannten erwarteten Vorgesetzten. Als er aber einen Fremden sah, stutzte er; und die beiden Männer betrachteten einander lange, ehe sie zu Wort kommen konnten.

Amram, der sich in der unvoretheilhaften Stellung des Ueberraschten befand, schritt zuerst zu den Kämpfern der Junge:

„Ruben, kennst du mich nicht? Deinen Jugendfreund und Verwandten in der Verheißung?“

„Amram, Jochebeths Gatte, Kehats Sohn! Ja, ich kenne dich!“

„Und du hier? Seit du vor dreißig Jahren aus meinem Gesichtskreis verschwandest.“

„Und du?“

„Ich bin hergerufen, um eine Thür auszubessern, das ist alles; und als ich allein gelassen wurde, wollte ich mich umsehen.“

„Ich bin Schreiber an der Hochschule . . .“

„Und opferst fremden Göttern?“

„Nein, ich opfere nicht, Amram, und ich habe mir den Glauben an die Verheißung bewahrt, Amram. Ich bin in dieses Haus eingetreten, um die Geheimnisse der Weisen zu erfahren und von innen die Festung öffnen zu können, die Israel gefangen hält.“

„Geheimnisse? Warum soll das Höchste geheim sein?“

„Weil das Volk nur das Niedrige begreift.“

„Ihr glaubt ja selbst nicht an diese Tiere, die ihr heilige nennt?“

„Nein, das sind nur Symbole. Sichtbare Zeichen, um das Unsichtbare zu veranschaulichen. Wir Priester

und Gelehrte verehren den Einzigen, den Verborgenen, unter seiner sichtbaren Gestalt: der Sonne, die das Leben gibt und erhält.... Du erinnerst dich aus unserer Jugend, daß der Pharao Amenophis der Vierte mit Gewalt die alten Götter und die Verehrung der heiligen Tiere abschaffte. Er zog von Theben den Fluß hinab und verkündete die Lehre von einem Gott. Weißt du, wo er diese Lehre her bekam? Von Israel, das sich nach Josefs Vermählung mit Anset, der Tochter des vornehmen Onpriesters, vermehrte und sogar Töchter aus den Familien der Pharaonen ehelichte. Nach Amenophis' Tode aber wurde alles wiederhergestellt, die Residenz nach Theben zurückverlegt, und die alten Götter wieder hervorgeholt, alles des Volkes wegen."

„Und ihr fahrt fort, den Einzigen, den Verborgenen, den Ewigen zu verehren?"

„Das tun wir!"

„Ist denn euer Gott nicht derselbe wie Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott?"

„Wahrscheinlich, da es doch nur einen gibt!"

„Seltsam ist es! Warum aber verfolgt ihr dann die Hebräer?"

„Fremde Völker pflegen einander nicht zu lieben. Du weißt, daß unser Pharao eben die Syrer bekriegt hat, das Chetavolk."

„Im Lande Kanaan und Umgebung, im Lande unserer Väter und der Verheißung! Siehst du, der Herr Zebaoth, unser Gott, sendet ihn, unserm Volke den Weg zu bahnen."

„Glaubst du noch an die Verheißung?"

„So gewiß wie der Herr lebt! Und mir ist gesagt,

daß die Zeit bald erfüllt ist, da wir die Knechtschaft verlassen und ins Gelobte Land wandern werden!“

Der Schreiber antwortete nicht, aber sein Antlitz drückte sowohl Zweifel an Amrams Angabe aus wie die Gewißheit von etwas ganz anderm, das bald eintreffen würde.

Amram, der sich durch keinerlei Aufklärungen in seinem Glauben erschüttern lassen wollte, ließ das Thema fallen und sprach von etwas anderm, Gleichgültigen.

„Das ist eine seltsame Treppe.“

„Ein Aufzug ist es und keine Treppe.“

Amram warf einen Blick zum Kuppeldach hinauf und fand einen neuen Haken, an dem er das Gespräch, das er nicht lassen wollte, festhalten konnte.

„Ist das der Himmel?“ fragte er.

„Das ist der Himmel.“

„Und seine Geheimnisse?“

„Ach die Geheimnisse! Für jeden, der sie begreifen kann, sind sie zugänglich.“

„Sag sie in wenigen Worten!“

„Die Sternenkunde ist nicht mein Gebiet und wenig weiß ich, aber dennoch und in wenigen Worten. Das Gewölbe, das dort hängt, ist der Himmel; das Brett, das dort auf dem Tische liegt, ist die Erde. Nun sprechen die Weisen so: Im Anfang ruhten Erde, Sibü, und Himmel, Nuit, nebeneinander. Das bedeutet: Sie waren eins! Aber die Gottheit der Luft und des Sonnenlichtes, Shu, hob den Himmel und setzte ihn als ein Gewölbe über die Erde. Die festen Sternbilder, die wir kennen, bilden also gleichsam einen Abdruck, ein Wachssiegel von der Erde; und wenn die Gelehrten in den Sternen lesen, können sie die unbekannten Ge-

genden unserer Erde erforschen. Sieh die Sternbilder an, die du kennst. Im Norden der Große Bär, im Süden zu einer gewissen Jahreszeit der Jäger (Orion) mit seinen vier Sternen im Viereck und seinen drei mitten darin. Diese drei nennen wir Hebräer Jakobs Stab, und durch den obersten von diesen geht der Himmels- gleicher oder Aequator, der dem Erdgleicher entspricht, wo unser Nil seine Quellen haben soll. Nun kennst du auch das uns so liebe Sternbild Der Fluß (Nil). Sieh, wie der vom Jäger (Orion) fließt, sich am Himmel in ebenso vielen Windungen krümmt, wie der Nil hier auf der Erde. Also: Wer die verborgenen Geheimnisse der Erde wissen will, soll sie vom Himmel lernen . . . Unsere Gelehrten kennen nur die Länder, die gegen Sonnenaufgang liegen; die Gegenden aber, die im Norden unter dem Großen Bären ruhen, sind uns unbekannt, wie die Länder, die gegen Sonnenuntergang liegen. Aber es hat den Anschein, als seien die Länder des Bären zu großen Aufgaben bestimmt. Vier und drei sind ihre Zahlen, wie die des Jägers. Drei ist das Göttliche mit seinen Attributen, vier ist das Vollkommene in der Möglichkeit: drei und vier bilden die wunderbare Zahl sieben. Den Menschen opfert man in der ungeraden Zahl, drei, den Göttern in der geraden Zahl, vier . . . Das ist ungefähr, was ich im Vorbeigehen von den Geheimnissen des Himmels begriffen habe. Willst du jetzt einige von den entsprechenden der Erde erfahren, so laß uns unsere Pharaonengräber betrachten, die, abgesehen von dem sichtbaren Zweck, Gräber zu sein, auch eine geheime Aufgabe besitzen, nämlich die, in Zahlen und Maßen zu verbergen, was die Weisen über Sibus und Nuits

gegenseitige Beziehungen haben erforschen können . . . Zuerst dies: Das Pharaonengrab oder die Pyramide arbeitet mit den Zahlen vier und drei: die Grundfläche mit vier, die Seiten mit drei. Das war ja eins von den Geheimnissen des Himmels. Aber die Grundfläche der großen Pyramide ist 365 heilige Ellen breit. Da hast du die 365 Tage des großen Jahres. Aber die dreizahlige Seite der Pyramide ist 186 Großellen oder ein Stadion lang. Da siehst du, wo das Wegemaß hergenommen ist. Vervielfältigst du die Breite der Grundfläche mit der Zahl 500, die ungefähr die doppelte Breite in Großellen ist, erhältst du eine Länge, die $\frac{1}{360}$ des ganzen Kreises beträgt, den die Sonne in einem Jahre wandert, da 360 die Tage des kleinen Jahres sind. Diese Länge entspricht vier Zeitminuten, und die Erdbewohner, die einen Grad westlich von uns wohnen, sehen die Sonne vier Zeitminuten später aufgehen als wir . . . Mehr weiß ich nicht von Zahlen und Maßen! Willst du weiteres erfahren, zum Beispiel, warum die Seiten der Pyramide 51 Grad geneigt sind, so mußt du Sternkundige fragen. Die Treppe zur Grabkammer hat dagegen einen Winkel von 27 Grad: der entspricht dem Unterschied zwischen der Neigung der Weltachse und der Erdachse.“

Amram hatte mit besonderer Aufmerksamkeit des gelehrten Schreibers Erklärung der Pharaonengräber angehört, und wenn Ruben Zahlen nannte, lauschte er und schloß die Augen, als wolle er sich etwas genau merken. Schließlich griff er ein und nahm selbst das Wort:

„Du erwähntest zuletzt 27 Grad. Gut! Das ist nicht die Neigung der Weltachse, sondern des Mittel-

punktes, der Milchstraße, die wahrscheinlich die eigentliche Weltachse ist und 27 Grad nördlich vom Aquator liegt, während die Neigung der Erdachse gegen die Sonnenbahn 23 Grad beträgt. Aber du hast die dritte Pyramide vergessen, die des Menkheres, deren Grundfläche eine Breite von 107 Großellen hat. Diese Zahl 107 ist im Weltall dreis- oder fünfmal wiederzufinden. Denn 107 Sonnen haben zwischen Erde und Sonne Platz; 107 ist die Entfernung des Planeten Venus von der Sonne; 107 ist die Entfernung des Jupiters von der Sonne, ausgedrückt in Einheiten oder deren Vielheit.“

Ruben stutzte.

„Was? Wo hast du das her? Hier läßt du mich stehen und hältst mich zum Narren! Wo hast du das gelernt?“

„Von unsern Ältesten und Weisen, welche die Erinnerungen an die Heimat Ur in Chaldäa bewahrt haben. Ihr verachtet Assur, ihr Männer von Agypten, denn ihr glaubt, der Nil sei der Mittelpunkt der Erde. Aber es gibt viele Mittelpunkte im Unendlichen. Hinter Assur am Euphrat und Tigris liegt ein anderes Land an einem andern Fluß, und dieses Land heißt Siebenflußland, weil dessen Flüsse auch in sieben Armen wie der Nil münden.“

„Der Nil hat sieben Arme. Du hast recht, wie der siebenarmige Leuchter . . .“

„Der das Licht der Welt bedeutet, das von jedem Lande leuchten soll, wo ein Fluß sich spaltet, um ins Weltmeer zu münden. Die Flüsse, siehst du, sind die Blutgefäße der Erde, und wie diese führen sie bald blaues Blut, bald rotes; so hat unser Land seinen

blauen Nil und seinen blutroten. Der blaue ist giftig wie das dunkle Blut und der rote ist fruchttragend, lebengebend wie das rote Blut. So hat alles Geschaffene seine Gegenstücke oben im Himmel und unten auf der Erde, denn alles ist eins, und der Herr des Alls ist einer, ein und derselbe!“

Ruben schwieg und lauschte:

„Sprich weiter!“ sagte er schließlich.

Amram fuhr also fort:

„Die Pharaonengräber sind auch aus der Erde gewachsen, auf der sie ruhen. Die erste oder große Pyramide ist nach dem Vorbild des Meersalzes geschaffen, wenn es in der Sonnenwärme gerinnt. Könntest du durch einen Taupfen in einen Salzstein hineinschauen, so fändest du ihn aufgebaut aus einer unendlichen Menge Quadersteine wie die große Pyramide. Wenn du aber Alaunlauge zu Stein gerinnen läßt, so wirst du ein ganzes Feld von Pyramiden sehen. Alaun ist das Salz des Lehms. Da hast du das Salz der Erde und des Meeres!... Aber es gibt noch eine andere Art Pyramiden, deren Spitze abgestutzt ist. Das ist die Urform des Schwefels, wenn er aus dem Kalk wächst. Nun haben wir Wasser, Erde und Kalk mit seinem Feuerstein. Doch es gibt noch eine dritte Art Pyramiden, bei denen sind die Ecken abgestutzt, und die gleichen dem geronnenen Kiesel oder Bergkristall. Da hast du den Berggrund. Nun soll man bei genauerer Untersuchung des Nilschlammes alle diese Formen und Urstoffe wiederfinden: Lehm, Salz, Schwefel und Kiesel. Darum ist der Nil das Blut der Erde; und die Berge sind das Fleisch, nicht die Knochen.“

Ruben, der jetzt Phator genannt wurde, hatte Amram mit Entsetzen und Bewunderung betrachtet; und erst als dieser schwieg, öffnete Ruben seinen Mund wieder:

„Du bist nicht Ebenholztischler und Schatullensmacher, du bist nicht Amram.“

„Ich bin allerdings Ebenholztischler und Schatullensmacher, aber ich bin aus Israels Priestertum. Ich bin Kehats Sohn, der war Levis Sohn, der war Jakobs Sohn, der war Isaaks Sohn, der war Abrahams Sohn. Ich bin Levit und Jochebeths Gatte. Mirjam und Aaron sind meine geborenen Kinder, das ungeborene erwarte ich... Jetzt kehre ich zu meiner Arbeit zurück; begleite mich!“

Phator ging voran, schlug aber einen andern Weg ein als den, welchen Amram gekommen war. Als sie an einer offenen Thür vorbeikamen, die in einen großen Saal mit Büchergestellen führte, blieb Amram neugierig stehen und wollte eintreten, um die vielen Bücher anzusehen. Phator aber hielt ihn am Rucke zurück.

„Geh nicht hinein! Dort sind lauter Hinterhalte und Schlingen. Der Buchhüter sitzt mitten im Saale verborgen und bewacht neidisch die Schätze. Er hat den Boden aus trockenen Weidenruten legen lassen, die schreien, wenn man auf sie tritt. Er hört, wenn jemand sich einschleicht, und er hört, wenn ein Schreiber die verbotenen Bücher besucht... es ist ein Zauberer!... Er hat uns gehört, und... er tastet. Fühlst du nicht, wie eine kalte Schlangenzunge deine Backe, deine Stirn, dein Augenlid berührt?“

„Wahrhaftig!“

„Er ist's, der die Finger seiner Seele ausstreckt,

wie wir unsern Arm! Jetzt aber schneide ich seinen Fühler, der uns untersuchen will, ab."

Er nahm ein Messer und machte vor ihnen einen Schnitt durch die Luft.

Amram hatte ein Gefühl von Wärme, und im selben Augenblicke sah er eine große Natter sich im Todeskampfe am Boden winden.

„Ihr übt Schwarzkunst hier?“ sagte er.

„Wußtest du das nicht?“

„Ich habe es nicht erwartet!“

In diesem Augenblick war es, als öffnete sich die Wand und eine feuchte Mauer aus Nilschlamm zeigte sich, wo Krokodile und Schlangen sich um einander wanden, während ein Flußpferd drohend mit den Vorderfüßen trampelte.

Amram erschrak, Phator aber holte ein Amulett in Form einer Skarabäe hervor; die wie einen Schild haltend, ging er mitten durch die Schrecken, die sich wie Rauch auflösten, während Amram ihm folgte.

„Er verdreht einem nur das Gesicht, der schwarze Mann,“ sagte Phator.

Und als er mit der Hand fächelte, verdunstete der ganze Anblick.

Jetzt standen sie wieder im ersten Saal, und auf den Nilmesser zeigend, sagte Amram:

„Hungersnot!“

„Daran ist nicht zu zweifeln! Deshalb sollen alle überflüssigen Mäuler gestopft werden...“

„Was...“

Phator hatte sich versprochen und merkte es.

„Ich meine,“ fuhr er fort, „Pharao muß darauf bedacht sein, Korn zu schaffen.“

„Er könnte jetzt einen Josef gebrauchen.“

„Wozu?“ fiel Phator ein, heftiger als er wollte. „Weißt du nicht, daß Josef, Jakobs Sohn, die Ägypter zu Leibeigenen unter Pharao machte? Eure Urkunden, unsere Urkunden erzählen, daß er den Bauern ihr Land als Pfand für die Hilfe während der sieben mageren Jahre nahm, und daß dadurch Pharao allein Besitzer des Bodens von Ägypten wurde.“

„Du bist nicht Ruben, du bist Phator, der ägyptische Mann, denn wärst du von Israel, hättest du nicht so gesprochen! . . . Unsere Wege trennen sich! . . . Ich gehe an meine Arbeit!“

Amram begann Hand an die Thür zu legen, und Phator glitt in die Schatten der Pfeiler hinaus und verschwand. Amram aber sah an seinem gekrümmten Rücken, daß er sich mit bösen Anschlägen trug.

*

Als Amram am Abend nach Hause kam, hatte seine Frau ein Knäblein geboren. Das war wie andere kräftige Kinder, schrie aber nicht; und es wurde nach dem Bad in leinene Kleider gehüllt und in den dunkelsten Winkel der Hütte gelegt.

Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang ging Amram wieder an seine Arbeit in den Sonnentempel und wurde mit verbundenen Augen in die Kammer geführt; dort ließ man ihn allein, ohne ihm einen Rat oder eine Warnung zu erteilen, wie er sich zu verhalten habe.

Diese Sorglosigkeit erschien ihm als Gleichgültigkeit und deutete auf allgemeine Schlassheit im Tempeldienst. Darum ging er wieder in den Pfeilersaal. Sah

mit Unruhe am Nilmesser, wie das Wasser gesunken war. Also keine Hoffnung auf die 15 Ellen, welche die Erde für die Ernte des Jahres verlangte.

Er trat weiter auf die Terrasse hinaus gegen Sonnenaufgang und kam unter einen offenen Pfeilergang. Ehe er aber weiterging, traf er die Vorsichtsmaßregel, kleine Stücke Papyrus als Wegweiser für die Rückkehr fallen zu lassen.

Er ging über die Höfe, die eng wie Brunnen waren, hütete sich aber vor Treppen; die gestrige Erfahrung hatte ihn gewarnt.

Schließlich befand er sich in einem Pfeilerwald, in dem die Baumkronen von Lotusknospen gebildet wurden, und als er lauschte, strich es dahin wie ein leiser Gesang von Kinderstimmen oben vom Dach. Als er das Ohr an einen Pfeiler legte, hörte er es stärker, wie klingende Musik von Zither und Harfe. Das war ja die Sonne, das wußte er, die bereits die Dachsteine erwärmt hatte und eben jetzt aufgehen wollte.

Er trat einige Schritte vorwärts, und da auf einmal öffnete sich eine Terrasse mit einem Opferaltar. Die Terrasse senkte sich mit einer Sphinxtrappe zum Flusse hinunter, und die ganze Talsenkung öffnete sich, im Osten von der Bergkette am Roten Meer begrenzt. Am Altar stand ein Priester in weißleinenem Gewand mit Purpursäumen. Er hatte die Arme gen Himmel erhoben und stand unbeweglich da. Die Hände waren ganz weiß, da das Blut in die Arme gesunken war, und das Gesicht des alten Mannes schien sich zu spannen von der Kraft, die er von oben mit den Händen holte. Zuweilen zuckte es im Körper, als durch-

eilten ihn Ströme von Feuer. Er war still und schaute gen Osten.

Da schob sich ein glänzender Rand der Sonnenscheibe über den Gebirgskamm, und die weißen Hände des Priesters wurden durchsichtig rosenrot wie sein Gesicht. Und er öffnete seinen Mund und sprach:

„Sonnengott, Herrscher des Strahlenglanzes, sei gepriesen am Morgen, wenn du aufgehst, und am Abend, wenn du untergehst! Ich rufe dich an, Herr der Ewigkeit, du Sonne beider Horizonte, du Schöpfer, der du dich selbst geschaffen hast. Alle Götter jubeln auf, wenn sie dich schauen, König des Himmels; ich werde von neuem jung, wenn ich deine Schönheit sehe. Heil dir, wenn du zum Lande des Lebens gehst, du Vater der Götter!“

Er schwieg und blieb stehen, die Arme gegen die Sonne gestreckt, als sauge er die Wärme aus ihr.

Da war im Pfeilerwald ein Geräusch von Waffen zu hören, das gleich wieder verstummte, und unmittelbar darauf erschien ein stattlicher Mann, bartlos, in Gold und Purpur gekleidet. Sein Gang war lautlos wie der eines Panthers und er schien über den Boden zu schweben; der blanke Boden spiegelte sein Bild, das ihm folgte: ein heller Schatten, auf dem er dahinging.

Als er auf die Terrasse hinausgekommen war, gab die Sonne ihm einen dunklen Riesenschatten, der wie ein Teppich hinter ihm lag.

„Schon im Gebet, du Weisester unter den Weisen?“ begrüßte Pharao den Oberpriester.

„Mein Herrscher hat mich gerufen, dein Diener hat gehorcht. Mein Herrscher ist in sein Land zurückgekehrt nach langen und ehrenreichen Siegeszügen in

fernen fremden Gegenden. Dein Diener grüßt Pharao auf seinem Angesicht.“

Pharao setzte sich auf einen Thronstuhl, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt, und begann zu sprechen wie einer, der seine Gedanken ordnen will.

„Meine Wagen sind über die rote Erde Syriens dahingerollt; meine Pferde haben die Heerstraßen von Babylon und Ninive getreten; ich bin über Euphrat und Tigris gegangen und durch das Land zwischen den beiden Strömen gezogen; ich bin zu dem Lande der fünf Flüsse gekommen und habe die sieben in der Ferne gesehen, wo das Seidenland beginnt, um sich bis Sonnenaufgang zu erstrecken; ich bin auf meinen Spuren umgekehrt und habe meine Schritte nach Norden gelenkt, nach Skythien und Kolchis... Wohin ich kam, hörte ich Gemurmel und sah ich Bewegung. Die Völker sind erwacht; in den Tempeln weissagte man die Rückkehr der Götter; denn die Menschen waren allein gelassen worden, ihre Geschäfte zu besorgen und ihre Geschicke zu lenken; sie hatten sie aber schlecht besorgt und übel gelenkt. Recht war Unrecht geworden und Wahrheit Lüge; die ganze Erde seufzte nach Erlösung. Schließlich erreichten die Gebete den Thron, den Thron des Allerbarmers. Und nun verkünden die Weisen, die Mildten, die Heiligen in allen Zungen die frohe Botschaft: die Götter kommen wieder! Kommen wieder, um den Menschenkinder zu helfen, was sie verwirrt haben; Gesetze zu geben und das Recht zu schirmen. Diese Botschaft bringe ich als Siegesbeute heim, und du Weisester unter den Weisen sollst sie zuerst von deinem Herrscher empfangen!“

„Du hörst, Herr Pharao, was über den ganzen

Erdkreis gesprochen wird; dein Auge schaut weiter als die Sterne des Himmels, sieht ferner als das Auge der Sonne!“

„Und doch, was die Götter mir im Traume zu hören gegeben, hat mein Ohr begriffen, mein Verstand aber nicht. Deute mir den Traum!“

„Sag ihn, Herrscher!“

„Nichts sah ich, aber ich hörte eine Stimme, als der Schlaf das Licht meiner Augen gelöscht hatte. Und die sprach im Dunkel und sagte: ‚Die rote Erde wird sich über alle Länder der Welt verbreiten, die schwarze aber wird verrinnen wie der Sand am Meer.‘“

„Schwer zu deuten ist der Traum meines Herrschers nicht, aber nichts Gutes verkündet er.“

„Deute ihn!“

„Wohlan! Die rote Erde ist Syrien, das weißt du, Herr; Syrien, wo das elende Chetavolk wohnt, ist das Erbland der Hebräer, Kanaan. Die schwarze Erde ist die des Nils, Aegypten, dein Land, Herr!“

„Wieder die Hebräer, immer die Hebräer. Die Jahrhunderte sind geflohen, seit dieses Volk in unser Land eingewandert ist. Sie haben sich vermehrt, ohne uns zu beunruhigen. Ich liebe sie nicht, hasse sie auch nicht; jetzt aber fürchte ich sie. Arbeiten haben sie müssen, zuletzt schwerer als je, aber sie murren nicht; geduldig sind sie, als erwarteten sie Gewisses, das kommen wird.“

„Laß sie los, Herr!“

„Nein, dann gehen sie und gründen ein eigenes Reich.“

„Laß sie!“

„Nein, ich will sie vernichten!“

„Laß sie!“

„Gewiß, ich werde sie vernichten!“

„Aber der Traum, Herr?“

„Den deute ich als eine Warnung und Mahnung.“

„Nicht als Voraussage des unvermeidlich Kommenden?“

„Nein, als eine Warnung und Mahnung.“

„Rühr nicht an das Volk, Herr, denn ihr Gott ist stärker als unserer!“

„Ihr Gott ist der der Chaldäer. Unsere Götter mögen kämpfen!... Ich habe gesprochen, du hast gehört; ich füge nichts hinzu und nehme nichts davon.“

„Herr, du siehst eine Sonne am Himmel und du glaubst, daß sie über allen Völkern scheint; glaubst du nicht, daß der Herr des Himmels ein und derselbe ist, der über die Schicksale aller Völker herrscht?“

„Es müßte so sein! Aber über dieses Land hat der Herr des Himmels mich zum Lenker gesetzt, und nun lenke ich.“

„Du lenkst, Herr, aber du herrschest nicht über Wetter und Wind; du kannst das Wasser des Nils nicht um einen Zoll erhöhen, und du kannst nicht hindern, daß wir dieses Jahr wieder Mißwachs bekommen.“

„Mißwachs? Was sagt der Nilmesser?“

„Herr, die Sonne ist ins Zeichen der Wage getreten, und das Wasser sinkt bereits. Das ist die Hungersnot!“

„Dann werde ich ausroden alle unnützen und fremden Mäuler, die den Landeskindern das Brot fortnehmen. Ich will die Hebräer vernichten.“

„Laß sie frei, Herr!“

„Ich will die Hebammen rufen und alle Knäblein, die von einem hebräischen Weibe geboren werden, umbringen lassen. Ich habe gesprochen; jetzt handle ich!“

Pharao stand vom Stuhl auf und ging, schneller als er gekommen war, und Amram kehrte auf seinen Spuren zurück, fand aber nicht mehr als ein kleines Papyrusstück.

Da blieb er stehen und fürchtete sich sehr, denn er konnte seinen Weg nicht finden.

Die Sonne war gestiegen und es spielte nicht mehr im Pfeilerwald, sondern dort war es still geworden. Nachdem er aber eine Weile gelauscht hatte, begann Amram dieses verdichtete Schweigen zu vernehmen, das ein Lauschender von sich gibt; oder Kinder, die etwas Unerlaubtes tun und sich nicht verraten wollen. Er fühlte, daß jemand in der Nähe war und daß dieser verborgen sein wollte, aber doch seine Gedanken auf ihn richtete.

Um Gewißheit zu erhalten, ging Amram nach der Seite, auf der das Schweigen am dichtesten war. Und siehe, hinter einem Pfeiler stand Phator, der nicht einen Schimmer von Verlegenheit zeigte, sondern nur seine offene Hand ausstreckte, in der alle Papyrusstücke lagen, die Amram ausgestreut hatte.

„Du mußt nicht Papierstücke auf den Boden legen,“ sagte Phator mit einem unbeschreiblichen Lächeln. „Ja, werde nicht zornig, ich will dir nur wohl! Denn jetzt wirst du mir folgen und nicht an deine Arbeit zurückkehren, die nur eine Schlinge war, denn man steht dir nach dem Leben. Du mußt in dein Haus zurückkehren und für dein neugeborenes Kind sorgen, daß

es nicht umgebracht wird! . . . Siehst du, daß Ruben-Phator ein wahrer Israelit ist, obgleich du ihm nicht trauest!“

Und Amram folgte ihm und kam hinaus und kam heim.

*

Jochebeth ging in Pharaos Garten umher und be-
goß die Kürbisse. Sie ging mit ihrem Eimer zwischen
der Wassertür am Fluß und dem Kürbisbeet hin und
her. Zuweilen aber ging sie durch die Tür hinaus und
blieb eine Weile fort.

Mirjam, die Tochter, ästete die Weinstöcke an der
Gartenmauer, schien ihre Aufmerksamkeit aber mehr
nach dem großen Gang zu richten, der zum Sommer-
palast der Prinzessinnen hinauf führte. Ihr Kopf be-
wegte sich wie das Laub des Palmbaumes, wenn der
Wind hindurchzieht, hierhin und dorthin, zwischen
der Wassertür und dem großen Gange, während die
Hände ihre Arbeit ausführten.

Als die Mutter ausblieb, ging sie von der Mauer
zur Tür hinunter, und auf den niedrigen Strand hin-
aus, wo die Simse in einem schwachen südlichen Winde
schaukelte. Ein Steinschmäger der Wüste saß auf
einem Strandstein und wippte mit dem Schwanz,
flatterte mit den Schwingen, als wolle er etwas
zeigen, das er erspäht hatte; und er schwakte und
schnatterte über etwas Ungewöhnliches in den Simsen.
Hoch oben in der Luft schwebte ein Weih in Schrauben-
linien, mit dem Kopfe nach dem Boden spähend.

Mirjam brach Lotusknospen ab und warf sie nach
dem Steinschmäger, der ein Stück weiter flog, aber
immer mit dem Schnabel nach der Simse zeigte.

Das Mädchen schürzte sich, stieg ins Wasser hinein, und nun sah sie die Mutter im Papyruswald stehen, bis zur Mitte verdeckt, sich über einen Weidenkorb beugen und einem kleinen Kind ihre linke Brust geben.

„Mutter, flüsterte Mirjam, Pharaos Tochter nähert sich; sie kommt, um im Fluß zu baden.“

„Herr, Gott Israels, erbarme dich über mein Kind.“

„Hast du dem Knaben genug zu trinken gegeben, so beeile dich, komm!“

Die Mutter beugte sich wie ein Gewölbe über das Kind; ihr Haar hing wie ein Mückennetz herab, und zwei Tränen fielen aus ihren Augen auf die ausgestreckten Hände des Kleinen. Dann erhob sich die Mutter, steckte eine süße Dattel in den Mund des Kindes, machte sacht den Deckel zu, murmelte einen Segen und stieg aus dem Wasser.

Eine schwache Brise vom Lande schaukelte die Simsen und das Wasser kräuselte sich.

„Der Korb schwimmt,“ sagte sie, „aber der Fluß fließt dahin; er ist rot von Blut und dick wie Rahm! Herr, Gott Israels, erbarme dich!“

„Das wird er,“ antwortete Mirjam, „wie er sich erbarmt hat über unsern Vater Abraham, dem die Verheißung ward, weil er gehorchte und glaubte: ‚Durch deinen Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden.‘“

„Und jetzt schlägt er alle Erstgeburt . . .“

„Deinen Sohn nicht!“

„Noch nicht!“

„Bete und hoffe!“

„Was? Daß die Untiere des Flusses ihn nicht fressen, daß die Wellen des Flusses ihn nicht verschlingen, daß die Henker Pharaos ihn nicht töten. Das ist die Hoffnung!“

„Die Verheißung ist größer und sie lebt: „Dein Same soll besitzen die Tore seiner Feinde!“

„Und dann ist Amram dein Vater geflohen...“

„Nach Ramses und Pithom, wo unser Volk beim Bau front; dahin ist er gegangen, zu warnen und zu mahnen! Wohl hat er getan!... Still, Pharaos Tochter kommt!“

„Sie kann doch nicht im Blut unserer Kinder baden.“

„Sie kommt jedoch! Aber sie ist die Freundin der armen Hebräer, fürchte dich nicht!“

„Sie ist ihres Vaters Tochter!“

„Die Ägypter sind unsere Geschwisterkinder! Hams Nachkommen sind sie, Sems wir! Sem und Ham waren Brüder!“

„Aber Ham ward verbannt von seinem Vater Noah, und Kanaan war Hams Sohn.“

„Aber Noah sagte: Gelobt sei der Herr, Sems Gott, und Kanaan sei sein Knecht. Hast du gehört? Sem erhielt die Verheißung, und Sems sind wir.“

„Herr Zebaoth, steh uns bei, der Korb treibt mit dem Winde! Er treibt gegen das Badehaus, und der Geier dort oben in der Luft...“

„Das ist ein Weib, Mutter!“

- Jochebeth lief am Ufer auf und ab, wie ein verlassener Hund, sie schlug sich die Brust und sie weinte große schwere Tränen.

Schritte und Stimmen waren zu hören.

„Pharoas Tochter ist vor uns.“

„Der Herr, der Gott Israels, ist über uns.“

Die beiden Frauen versteckten sich im Schilf und Pharoas Tochter erschien mit ihren Sklavinnen in der Wassertür.

Sie trat auf die Brücke zum Badehaus, das eine Hütte aus gefärbtem Kamelhaar war und von Pfählen im Flußgrunde zusammengehalten wurde.

Aber der Korb trieb bis an die Brücke und erregte die Neugier der Prinzessin. Sie blieb stehen und wartete. Jochebeth und Mirjam konnten des Windes wegen nicht hören, was sie sagte, aber sie sahen an ihren ruhigen Bewegungen, daß sie von der seltsamen Gabe des Flusses eine Zerstreuung erwartete.

Jetzt schickte sie eine Sklavin ans Ufer. Die lief und brach ein langes Rohr ab, das sie ihrer Herrin überreichte. Diese fischte nach dem Korb und brachte ihn bis an die Brücke. Sie beugte sich nieder, fiel auf die Knie. Jetzt öffnete sie den Deckel. Jochebeth sah, wie sich die beiden kleinen Arme in die Höhe streckten. Die Prinzessin lachte laut und wandte sich zu den Frauen; sie sagte etwas, das Freude ausdrückte, und dann hob sie das Kind auf, das sofort an ihren jungfräulichen Busen kroch und in dem weißen Hemd herumtastete. Da küßte die Prinzessin das kleine Kind und drückte es an ihre Brust, erhob sich und wandte sich um nach dem Ufer.

Mirjam, die jetzt alle Furcht verloren hatte, trat vor und warf sich auf ihr Angesicht.

„Siehst du, ich habe ein kleines Kind bekommen, Mirjam,“ sagte die Prinzessin, die Temma hieß. „Ich

habe es vom Nil bekommen, und darum ist es ein Götterkind. Jetzt aber mußt du eine Amme schaffen.“

„Wo soll ich eine solche finden, hohe Herrscherin?“

„Suche! Aber vor Abend mußt du gefunden haben! Vergiß jedoch nicht, daß es mein Kind ist, da ich es aus dem Wasser gezogen habe. Da habe ich ihm seinen Namen gegeben, und Moses soll er heißen. Und ich will ihn erziehen, daß er ein Mann nach unserm Sinne werde! Geh in Frieden und such mir eine Amme!“

Pharaos Tochter ging mit dem Kinde zum Palast hinauf, und Mirjam suchte ihre Mutter im Schilf, wo sie gehört hatte, was Pharaos Tochter gesagt und beschlossen.

„Mutter, Pharaos Tochter wird Amrams und Jochebths Sohn erziehen! Hams Kinder werden denen Sems dienen. Gelobt sei der Herr, Sems Gott!... Jetzt glaubst du an die Verheißung, Mutter!“

„Jetzt glaube ich, und gelobt sei Gott für seine große Barmherzigkeit!“

Der Halbkreis von Athen

Nach einem warmen Tage begann die Sonne zu sinken, und der Markt lag bereits im Schatten. Der Schatten erhob sich und stieg die Akropolis hinauf, auf der Pallas' Schild noch glänzte als Schutzwappen der Stadt.

Vor dem bunten Pfeilergang war eine Gruppe von Männern zu sehen, die sich vor dem weißen Marmorsofa versammelt hatten, dem Halbkreis, Hemikykllion; sie schienen auf jemand zu warten, um sich setzen zu können.

Darunter waren stattliche Männer, und schöne, aber es war auch ein ungewöhnlich häßlicher dabei, um den die andern sich jedoch zu drängen schienen. Sein Gesicht konnte das eines Sklaven oder eines Satyrs sein, und es gab Athener, die in diesem Antlitz alle Laster und Verbrechen lasen. Darauf soll der häßliche Mann geantwortet haben: „Gegen was alles hat Sokrates zu kämpfen gehabt, denn er ist weder lasterhaft noch ein Verbrecher!“

Es war nämlich Sokrates, von der ganzen Bevölkerung Athens gekannt als ein Sonderling, der da auf Straßen und Märkten, in Kneipen und Mädchenhäusern philosophierte. Er scheute keine Gesellschaft und verkehrte mit dem Oberhaupt der Stadt, Perikles, eben-

so intim wie mit dem liederlichen Alkibiades; er setzte sich zu Tisch mit Krämern und Handwerkern, trank mit Seeleuten im Piräus und wohnte selbst mit seiner Familie in der Vorstadt Kerameikos. Wenn man fragte, warum Sokrates immer unterwegs sei, antworteten seine Freunde, „er habe es nicht gut zu Hause“. Und fragten seine besseren Freunde, wie er mit Seeleuten und Zollbeamten verkehren könne, antwortete Sokrates selbst: „Es sind doch Menschen!“

An der Seite des Philosophen und, wenn er saß, hinter seinem Stuhle, hielt sich ein Jüngling, der durch seine breite Stirn auffiel. Das war sein bester Schüler, der eigentlich Aristokles hieß, aber grade seiner Stirn wegen den Schimpfnamen Platon trug.

Beinahe eifersüchtig mit diesem wetteifernd, sich in der Nähe des Meisters zu zeigen, stand der schöne eitle Alkibiades.

Der dritte in der Reihe war der stattliche strenge Euripides, der Tragiker.

Der Gesellschaft den Rücken kehrend und im Sande zeichnend, in sich verschlossen, als arbeite er immer, stand Phidias da, er, der für Athen „die Götter geschaffen“.

Auf der Brunnenwanne saß ein Mann, der die Beine baumeln ließ und seinen Mund immer bewegte, als schliffe er seine Zunge zu Hieb und Gegenhieb; seine Stirn lag in Runzeln und war unter unfruchtbarer Gedankenarbeit verwelt, die Augen lauerten wie die einer Schlange auf Raub.

Das war der Sophist, der gewerbsmäßige Raisonneur Protagoras, der für einige Feigen oder ein paar Obolen schwarz zu weiß machen konnte, in dieser glän-

zenden Gesellschaft aber geduldet wurde, weil er Rede und Antwort stand; er wurde dazu benutzt, das Gespräch am Leben zu erhalten, indem man ihn auf Sokrates hefte, der ihn jedoch stets in seinem Garne fing.

Schließlich kam der Erwartete. Es war das Oberhaupt des Staates, das König gewesen wäre, wenn man nicht die Königswürde abgeschafft hätte. Sein Äußeres war königlich, aber sein Auftreten ohne Leibeswache war das eines Bürgers. Es herrschte auch nur durch seine persönlichen Eigenschaften: Klugheit, Willenskraft, Mäßigkeit, Besinnung.

Nach Begrüßungen, die andeuteten, daß man sich heute schon getroffen, denn man hatte zusammen auf dem Salamisfeste die Befreiung vom Perser gefeiert, setzte sich die Gesellschaft auf das Halbrund aus Marmor, das Hemikykion hieß.

Als alle ihre Plätze eingenommen hatten, die nach Herkommen einem jeden vorbehalten wurden, entstand ein Schweigen, das in diesem Kreis ungewöhnlich war; denn der pflegte sich bei Sonnenuntergang wie zu einer geistigen Mahlzeit zu versammeln, ohne Tisch und Becher, zu einer Art Seelensymposion, auf dem die Ausschweifungen nach Alkibiades nur geistige waren.

Alkibiades, der zweitjüngste, aber verwöhnt und aufdringlich, brach zuerst das Schweigen.

„Wir haben Salamis gefeiert, unsern Rettungstag vom Barbaren, dem Perserkönig, und wir sind müde, sehe ich.“

„Nicht so müde,“ antwortete Perikles, „daß wir den Geburtstag unseres Freundes Euripides vergessen haben, denn er sah bekanntlich den Tag, als die Sonne über der Schlacht von Salamis leuchtete.“

„Er soll ein Trankopfer haben, wenn wir unter Dach kommen, zu Tisch und zu den Bechern,“ lenkte Alkibiades ab.

Der Sophist auf der Brunnenwanne hatte grade so viel Garn erhalten, daß er mit dem Spinnen anfangen konnte:

„Wie wißt ihr,“ begann er, „daß das Glück in der Freiheit vom Perserkönig liegt? Wie wißt ihr, daß Salamis ein Glückstag für Hellas war? Hat nicht unser großer Aischylos den Trauertag der Perser beklagt und mit Teilnahme geschildert?“

Verhaßt ist mir dein Name, Salamis!
Und seufzend denke ich an dich, Athen!

„Schäme dich, Sophist!“ unterbrach ihn Alkibiades.

Protagoras aber wetzte den Schnabel und fuhr fort:

„Ich sage nicht, daß der Name Salamis verhaßt ist, sondern Aischylos sagt es, und ich bin bekanntlich nicht Aischylos. Ich habe auch nicht behauptet, daß das Glück darin liegt, dem Perserkönig zu dienen. Ich habe nur gefragt, und wer fragt, behauptet nichts. Nicht wahr, Sokrates?“

Der Meister fuhr mit den Fingern durch seinen langen Bart und antwortete:

„Es gibt direkte Behauptungen und indirekte; eine Frage kann eine indirekte und eine tückische Behauptung sein; Protagoras hat eine tückische Behauptung mit seiner Frage aufgestellt.“

„Gut, Sokrates!“ rief Alkibiades, der anfeuern wollte.

Perikles nahm das Wort:

„Protagoras hat also behauptet, ihr würdet glücklicher unter dem Perserkönig sein. Was soll man mit einem solchen Manne tun?“

„Ihn rücklings in den Brunnen werfen,“ schrie Alkibiades.

„Ich lege Berufung ein!“ protestierte der Sophist.

„Beim Pöbel! Da bekommst du immer recht!“ schnitt Alkibiades ab.

„Man sagt nicht Pöbel, wenn man Demokrat ist, Alkibiades! Und man zitiert nicht Aischylos, wenn Euripides anwesend ist. Wenn Phidias hier sitzt, spricht man lieber von seinem Parthenon und seiner Athene, deren Peplos jetzt von der sinkenden Sonne vergoldet wird. Höflichkeit ist die Würze des geselligen Lebens.“

So suchte Perikles das Gespräch in ein neues Geleise zu führen, aber der Sophist ließ es nicht zu:

„Wenn das Athenestandbild des Phidias sein Gold von der Sonne leihen muß, so kann das beweisen, daß das vom Staate bewilligte Gold nicht gereicht hat, daß also ein Mangel entstanden ist. Nicht wahr, Sokrates?“

Der Meister brachte mit seiner Hand das Gemurmel des Unwillens zum Schweigen und sprach:

„Es müßte zuerst bewiesen werden, daß die Bildsäule des Phidias Gold von der Sonne leihen muß; da das aber unbewiesen ist, hat das Gerede vom Goldmangel keinen Sinn. Abrißens kann man nicht Gold von der Sonne leihen. Es ist also nur Geschwätz von Protagoras, und er verdient keine Antwort... Würde dagegen Phidias auf diese Frage antworten: Wenn du Athene dort oben auf dem Parthenon gemacht hast, hast du dann Athene gemacht?“

„Ich habe ihr Bild gemacht!“ antwortete Phidias.
„Richtig! Du hast ihr Bild gemacht. Nach welchem Vorbild denn?“

„Nach meinen innern.“

„Also nicht nach einem äußern? ... Hast du die Göttin mit deinen Augen gesehen?“

„Nicht mit meinen äußeren Augen.“

„Ist sie denn außer dir oder in dir?“

„Wenn niemand uns belauscht, würde ich antworten: sie ist nicht außer mir, also ist sie überhaupt nicht da.“

Perikles unterbrach ihn:

„Die Götter des Staates! Freunde, nehmt euch in acht!“

Aber Sokrates fuhr fort:

„Du, Phidias, hast auch Zeus von Olympia gemacht, also hat er dich nicht gemacht!“

„Die Götter des Staates! Hütet euch, Freunde!“ warnte Perikles.

„Hilfe, Protagoras, Sokrates erwürgt mich!“ klagte Phidias.

„Zeus hat meines Wissens“, antwortete der Sophist, „den Menschen nicht erschaffen, sondern das hat Prometheus getan. Aber Zeus gab dem unvollkommenen Menschen zwei unvergängliche Gaben: Schamhaftigkeit und Rechtsgesühl.“

„Dann ist Protagoras nicht von Zeus erschaffen, denn ihm fehlt sowohl Schamhaftigkeit wie Rechtsgesühl.“

Es war Alkibiades, der zurück gab. Jetzt aber ergriff der stille Tragiker Euripides das Wort.

„Erlaubt mir, sowohl über Zeus wie über Prometheus zu sprechen; und findet es nicht unhöflich, daß ich meinen großen Lehrer Aischylos anführe, wenn ich von den Göttern rede.“

Aber Perikles unterbrach ihn:

„Wenn meine Augen mich nicht betrügen, sah ich eben ein Paar Ohren hinter der Hermessäule hervorgucken, und diese Eselsohren können nur dem berühmten Gerber gehören.“

„Kleon!“ fiel Alkibiades ein.

Aber Euripides nahm wieder das Wort:

„Was kümmert mich der Gerber, da ich mich nicht vor den Göttern des Staates fürchte? Diese Götter, deren Untergang unser Aischylos längst geweissagt hat. Sagt nicht Prometheus, der Olympier werde von seinem Sohne gestürzt werden, dem Sohne, der von einer Jungfrau geboren wird? Sagt er das nicht, Sokrates?“

„Gewiß: ‚Gebiert den Sohn, der stärker als der Vater ist‘. Aber wer es sein wird, und wann er geboren wird, das erzählt er nicht.“

„Nun, ich glaube, Zeus liegt bereits in den letzten Zügen.“

Wieder war die warnende Stimme des Perikles zu hören:

„Die Götter des Staates! Still, Freunde! Kleon lauscht!“

„Ich dagegen,“ fiel Alkibiades ein, „ich glaube, daß Athen dem Tode nahe ist. Während wir Salamis feierten, haben die Spartaner sich erhoben und den

Norden verheert: Megaris, Lokris, Böotien und Phokis stehen bereits auf Spartas Seite.“

„Das sind bekannte Dinge, die du erzählst,“ wehrte Perikles ab; „aber wir genießen augenblicklich Waffenstillstand, und wir haben dreihundert Schiffe in See geschickt... Meinst du, Sokrates, daß eine Gefahr besteht?“

„In die Angelegenheiten des Staates darf ich mich nicht mischen; ist aber Athen in Gefahr, dann nehme ich wie früher Schild und Lanze...“

„Als du mein Leben rettetest, bei Potidäa,“ fügte Alkibiades hinzu.

„Nein, da liegt die Gefahr nicht,“ fiel jetzt Euripides ein; „nicht in Sparta liegt sie, sondern hier zu Hause. Die Demagogen haben den Sumpf aufgerührt, und darum haben wir die Pest auf der Agora und die Pest im Piräus.“

„Die Pest im Piräus ist wohl die schlimmste,“ sagte Protagoras, „nicht wahr, Alkibiades?“

„Ja, denn dort habe ich meine besten Mädchen. Meine Flötenbläserinnen, die beim heutigen Gastmahl bedienen sollen, habe ich im Hafen. Aber beim Herakles, hier fürchtet doch niemand den Tod?“

„Niemand fürchtet, niemand wünscht,“ antwortete Sokrates; „hast du aber andre Mädchen, würde das die Freude erhöhen.“

„Euripides liebt keine Mädchen,“ fiel Protagoras ein.

„Das lügst du,“ erwiderte Euripides. „Ich liebe Mädchen, aber keine Frau.“

„Ich auch nicht, doch die Frauen von andern!“ spitzte Alkibiades zu.

„Als Alkibiades jünger war, nahm er den Frauen die Männer fort, jetzt nimmt er den Männern die Frauen!“

Perikles erhob sich.

„Gehen wir zum Gastmahl und suchen wir Wände um unsere Gespräche, Wände ohne Ohren!... Stütz mich, Phidias, ich bin müde!“

Platon näherte sich Sokrates.

„Meister, laß mich deinen Mantel tragen,“ bat er.

„Das ist mein Ehrenamt, Junge,“ speiste ihn Alkibiades ab.

„Ist's gewesen,“ wandte Sokrates ein; „nun ist es Platons, des Breitschädels Amt. Merk dir den Namen! Er stammt von Kodros, dem letzten König, der sein Leben hingab, um sein Volk zu erlösen. Platon ist aus königlichem Geschlecht!“

„Und Alkibiades ist aus Heldengeschlecht, Alkmeonide, wie sein Oheim Perikles: eine vornehme Gesellschaft!“

„Aber Phidias ist aus göttlichem Geschlecht, das ist mehr.“

„Ich bin wahrscheinlich aus titanischem Geschlecht,“ fiel Protagoras ein. „Ich sage wahrscheinlich, denn man weiß überhaupt nichts, kaum das. Nicht wahr, Sokrates?“

„Du weißt überhaupt nichts, kaum was du schwatzest!“

Die Gesellschaft ging durch die heilige Straße und begab sich zusammen nach dem Dionysostheater, in dessen Nähe Alkibiades wohnte.

*

Der Demagoge hatte wirklich, ohne gesehen zu werden, das Gespräch belauscht. Das hatte aber auch ein anderer Mann getan. Der hatte eine gelbe Haut und einen schwarzen Vollbart, schien der Handwerkerklasse anzugehören. Als die glänzende Gesellschaft sich entfernt hatte, trat Kleon vor, legte seine Hand auf die Schulter des Unbekannten und sagte:

„Du hast das Gespräch gehört?“

„Gewiß, das habe ich,“ antwortete der.

„Dann kannst du Zeuge sein.“

„Ich kann nicht Zeuge sein, weil ich Fremdling bin.“

„Aber du hast doch gehört, wie man die Götter des Staates schmähete.“

„Ich bin ein Syrer und kenne nur den einzigen wahren Gott. Eure Götter sind nicht meine.“

„Du bist also ein Hebräer! Und heißest?“

„Ich bin ein Israelit vom Stamme Levi und nenne mich jetzt Kartaphilos.“

„Ein Phönizier also?“

„Nein, ein Hebräer. Meine Vorfäter kamen aus dem Land Ur in Chaldäa, gerieten dann in Knechtschaft in Agypten, wurden aber von Moses und Josua ins Land Kanaan geführt, wo wir mächtig waren unter eigenen Königen, David und Salomo.“

„Kenne ich nicht!“

„Aber vor 200 Jahren wurde unsere Stadt Hierosolyma von dem babylonischen Nebukadnezar zerstört und unser Volk in die Gefangenschaft nach Babylon geführt. Als dann das babylonische Reich vom Perserkönig genommen wurde, gerieten wir unter persische Gewalt, und wir haben geseufzt unter den Nach-

kommen eures Xerxes von Salamis, den wir Ahas-
verus nannten.“

„Eure Feinde, unsere Feinde! Also Gastfreund, wie
bist du hergekommen?“

„Als der Assyrer uns das erstemal in Gefangen-
schaft führen wollte, flohen die, welche fliehen konnten,
und zogen nach Rhodos, Kreta, den griechischen In-
seln; von denen aber, die bereits fortgeführt waren,
wurden einige nordwärts nach Medien geschickt. Meine
Väter kamen aus Medien hieher, und ich bin eben
angekommen.“

„Was du sagst, ist mir eine dunkle Rede, aber ich
habe euer Volk preisen hören, weil es den Göttern
des Staates treu sei.“

„Gott! Es gibt nur einen, den Einzigen und Wahren,
der Himmel und Erde geschaffen und unserm Volke
die Verheißung gegeben hat.“

„Welche Verheißung?“

„Daß unser Geschlecht die Erde besitzen wird!“

„Beim Herakles! Aber der Anfang ist nicht viel-
versprechend!“

„So ist unser Glaube, und der hat uns aufrecht
erhalten, während der Wüstenwanderung und der Ge-
fangenschaft.“

„Willst du gegen die Gotteslästerer zeugen?“

„Nein, Kleon, denn ihr seid Götzenverehrer, aber
Sokrates und seine Freunde glauben nicht an eure
Götzen, und das wird ihnen als Gerechtigkeit ange-
rechnet werden. Ja, Sokrates schien mir eher den
Ewigen, Unsichtbaren zu verehren, dessen Namen man
nicht nennen darf. Darum zeuge ich nicht gegen ihn.“

„Bist du auf der Seite? Dann geh in Frieden, aber nimm dich in acht. Geh!“

„Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott wird mich behüten, so lange ich und mein Haus seine Rechte behüten!“

Kleon hatte seinen Freund und Handwerksgenossen Anytos im Pfeilergang gesehen, und darum ließ er den unbeugsamen Hebräer gehen, der geschwind nach der Sykomorenanallee des Omarktes davon eilte und dort verschwand.

Anytos, der Gerber und Staatsmann, kam herbei, laut aus einer geschriebenen Rede lesend, die er halten wollte:

„Athen oder Sparta, das ist die ganze Streitfrage . . .“

Kleon näherte sich neugierig und unterbrach ihn:

„Was liest du, Anytos?“

„Eine Rede.“

„Das hörte ich! Athen oder Sparta. Volksherrschaft oder Schweineherrschaft! Das Volk, das Schwerste, das urbar macht, das hervorbringt, liegt zu unterst, auf dem Boden wie das Gold. Das Vieh, die Bummeler, die Reichen, die Vornehmen, die Leichtesten schwimmen oben wie Späne und Kork. Athen, das ist die Volksherrschaft, ist es immer gewesen, wird es immer bleiben. Sparta, das ist die Schweineherrschaft!“

„Alleinherrschaft meinst du, Kleon!“

„Nein, Schwein! Darum, Anytos, ist Athen schlecht geleitet, da Perikles, der reiche Mann, der mit königlichen Ahnen prahlt, zur Herrschaft gekommen ist! Wie kann er mit diesem Volke mitfühlen, da er niemals dort unten gewesen ist? Wie kann er es von

oben richtig sehen? Er sitzt auf dem Giebeldach des Parthenon und sieht die Athener als Ameisen, während sie Löwen sind, mit beschnittenen Klauen und ausgezogenen Zähnen. Wir, Anytos, dort unten geboren, bei Gerberrinde und Hundedreck erzogen, wir verstehen unsere schwitzenden Brüder, wir kennen sie am Geruch, sozusagen. Aber gleich und gleich gesellt sich gern; deshalb fühlt Sparta sich zu Athen hingezogen, zu Perikles und seinem Anhang. Perikles saugt Sparta an sich und wir gehen unter...“

Anytos, selbst Redner, liebte Beredsamkeit von fremden Lippen nicht, darum schnitt er Kleon schroff das Wort ab:

„Perikles ist krank.“

„Ist er krank?“

„Ja, er hat Hitze im Körper!“

„Wirklich? Vielleicht die Pest?“

„Vielleicht!“

Dieser Einwurf des Anytos hatte Kleons langatmige Gedankengänge gekreuzt und eine neue Hoffnung blitzte auf:

„Und nach Perikles?“ sagte er.

„Kleon, natürlich.“

„Warum nicht? Der Mann des Volkes für das Volk, aber keine Philosophen oder Schauspieler... So, Perikles ist krank... So, so?... Hör mal, Anytos, wer ist Nikias?“

„Das ist ein Vornehmer, der an Orakel glaubt...“

„Rühr nicht an die Orakel! Ich glaube allerdings nicht an sie, aber ein Staat fordert für sein Bestehen eine bestimmte Gleichartigkeit in allem, in

Gesetzen, Sitten und Religion. Darum halte ich auf die Götter des Staates... und was dazu gehört."

"Ich halte auch auf die Götter des Staates, solange das Volk darauf hält!"

Die beiden Redner fingen an sich gegenseitig zu ermüden, und Kleon wollte in die Einsamkeit kommen, um die Eier auszubrüten, die Anytos ihm gelegt hatte. Darum warf er hin:

"Du sagst, Nikias..."

"Ich will baden gehen," unterbrach ihn Anytos, „sonst kann ich die Nacht nicht schlafen."

"Aber Alkibiades, wer ist das?"

"Das ist der Verräter Ephialtes, der den Perserkönig nach den Thermopylen führen wird."

"Der Perserkönig im Osten, Sparta im Süden..."

"Mazedonien im Norden..."

"Und im Westen das neue Rom!"

"In allen vier Himmelsrichtungen Feinde! Wehe Athen!"

"Wehe Hellas!"

*

Die Gäste waren bei Alkibiades versammelt, der sich sofort bei der Ankunft entfernt hatte, in der löblichen Absicht, Flötenbläserinnen zu holen. Da der Abend warm war, hatte man in der Aula oder dem Hofe gedeckt, der von korinthischen Pfeilergängen umgeben und von vielen Lampen, die zwischen den Pfeilern hingen, erleuchtet war.

Eine leichte Abendmahlzeit war eingenommen, die Efeufränze ausgeteilt und die Becher vorgelegt.

Aspasia, die einzige Frau, hatte den Ehrenplatz neben Perikles inne. Sie war zuerst gekommen, von

ihren Sklavinnen begleitet, und sie wartete ungeduldig, daß die Rednerkämpfe beginnen würden. Aber Perikles war finster und müde. Sokrates lag still auf seinem Rücken und schaute zu den Sternen empor. Euripides laute an einem Holzsplitter und war sauer. Phidias knetete Brotkugeln, die unter seiner Hand Tierformen annahmen. Protagoras flüsterte mit Platon, der sich mit einer kleidsamen jugendlichen Schüchternheit im Hintergrund hielt.

Ganz unten aber am Tische saß das Skelett, dem man einen Kranz von Rosen um die weiße Stirn gelegt hatte. Um das Unheimliche in der Anwesenheit des ungebetenen Gastes zu verwischen, hatte Alkibiades ihm eine Zwiebel zwischen die Vorderzähne gesteckt und eine Asphodeloslilie in die eine Hand gegeben, an der das Skelett zu riechen schien.

Als das Schweigen schließlich drückend wurde, riß Perikles sich aus seiner Lässigkeit und eröffnete das Gespräch.

„Ich möchte“, begann er, „in aller Eintracht und ohne Streit zu erregen, die oft aufgeworfene Frage vom angeblichen Frauenhaß des Euripides stellen. Was sagst du, Protagoras?“

„Unser Freund Euripides ist dreimal verheiratet gewesen und hat jedesmal Kinder gehabt; er kann also nicht Frauenhasser sein. Nicht wahr, Sokrates?“

„Euripides“, antwortete Sokrates, „liebt Aspasia wie wir alle und kann darum nicht Frauenhasser sein. Er liebt, mit Zustimmung des Perikles, Aspantias Seelenschönheit, ist also nicht Frauenhasser. Aber Aspantias Körper ist nicht viel Gutes zu sagen, und der geht uns auch nichts an! Ist Aspasia schön, Phidias?“

„Aspasia ist nicht schön, aber ihre Seele ist schön und gut. Nicht wahr, Perikles?“

„Aspasia ist meine Freundin und die Mutter unseres Kindes; Aspasia ist eine weise Frau, denn sie besitzt Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl, Selbsterkenntnis und Besinnung; Aspasia ist klug, denn sie schweigt, wenn weise Männer sprechen. Aber Aspasia kann weise Männer dazu bringen, weise zu sprechen, wenn sie ihnen zuhört; denn sie hilft ihnen, Gedanken zu gebären, nicht wie die Hebamme Sokrates, der die Leibesfrucht nur herauszieht, sondern sie gibt deren Seelen von ihrem Fleische . . .“

Protagoras fuhr fort:

„Aspasia ist wie unser aller Mutter Kybele; sie trägt uns an ihrem Busen.“

„Aspasia ist die Tonleiter der Zither, ohne die unsere Saiten nicht klingen,“ fügte Phidias hinzu.

„Aspasia ist unser aller Mutter,“ begann Sokrates wieder, „aber sie ist auch die Amme, die unsere neugeborenen Gedanken wäscht und sie in schöne Schleier hüllt. Aspasia empfängt unsere unreinen Kinder und gibt sie uns gereinigt zurück. Sie gibt nichts, aber dadurch, daß sie empfängt, gibt sie dem Geber Gelegenheit zum Geben.“

Euripides nahm die Frage, die man hatte fallen lassen, wieder auf:

„Ich war angeklagt und bin freigesprochen, nicht wahr, Aspasia?“

„Wenn du dich selbst von der Anklage frei machen kannst, bist du freigesprochen, Euripides.“

„Klage, liebste Klägerin, ich werde antworten!“

„Mit deinen eigenen Worten bringe ich die Klage vor. Hippolytos sagt an einer Stelle deiner Tragödie gleichen Namens:

„Warum hast du, o Zeus, das Weib, dies falsch Gezücht, den Auswurf, hier im Sonnenlichte wohnen lassen? Denn wenn du Menschen schaffen wolltest, brauchten sie ja keineswegs dem Schoß des Weibes zu entstammen; in deinen Heiligtümern könnten Männer ja darbringen Kupfer, Silber oder Gold, und so sich kaufen Kindersamen, jeder nach dem Wert des Dargebrachten. Dadurch würden sie daheim als freie Männer haufen können, ohne Weib. Doch jetzt, sobald wir dieses Ungemach ins Haus uns bringen, ist das Glück und Geld dahin. Wie böß und schlimm das Weib ist, kann man daraus sehn, daß selbst der Vater, der sie doch erzeugt, ihr gern die Mitgift schenkt, nur um die Böse los zu sein.“

„Nun verteidige dich, Euripides.“

„Wenn ich Sophist wäre, wie Protagoras, antwortete ich: Das hat Hippolytos gesagt, nicht ich. Aber ich bin Dichter und spreche durch meine Kinder. Also: ich habe es gesagt, ich habe es gemeint, als ich es schrieb; ich meine es noch! Und dennoch, ich liebe fast immer ein Weib, obgleich ich ihr Geschlecht hasse. Erklären kann ich es nicht, denn ich war niemals pervers wie Alkibiades. Kannst du es erklären, Sokrates?“

„Jawohl! Man kann ein Weib lieben und es gleichzeitig hassen. Alles wird geboren von seinem Gegensatz, Liebe von Haß, Haß von Liebe. Bei meiner Gattin liebe ich das gute Mütterliche, aber ich hasse das Urböse an ihr; also kann ich sie gleichzeitig lieben und hassen. Nicht wahr, Protagoras?“

„Jetzt ist Sokrates Sophist! Schwarz kann nicht weiß sein.“

„Jetzt ist Protagoras einfältig. Dieses Salz im Faß ist weiß; aber lösch die Lampen aus, so ist es schwarz! Das Salz ist also nicht absolut weiß, sondern seine Weiße hängt vom Licht ab. Ich möchte eher glauben, das Salz ist an sich schwarz, denn die Abwesenheit von Licht ist Dunkel, und Dunkel ist nichts für sich, gibt nichts von sich ans Salz, das also im Dunkel eher es selbst ist, seine wahre Natur, folglich schwarz ist!... Aber ein Ding kann im Lichte sowohl schwarz wie weiß sein. Dieser Meeresaal ist oben schwarz, aber unten weiß. Ebenso kann etwas sowohl gut wie böse sein. Also hat Euripides recht, wenn er sagt, daß er das Weib sowohl liebt wie haßt. Nun ist der, der das Weib nur haßt, ein Weiberhasser, aber Euripides liebt ja auch das Weib. Folglich ist Euripides nicht Weiberhasser. Was meinst du, Aspasia?“

„Weiser Sokrates! Du gestehst ein, daß Euripides das Weib haßt, also ist er doch Weiberhasser.“

„Nein, mein schönes Kind, ich gestand ein, daß Euripides das Weib sowohl liebt als haßt; sowohl, merk dir das genau. Ich liebe Alkibiades, verabscheue aber und hasse seine Charakterlosigkeit; nun frage ich die Freunde hier: Bin ich Alkibiadeshasser?“

„Nein, keineswegs!“ antwortete der Chor.

Aber Aspasia war gereizt und wollte wieder reizen:

„Du weiser Sokrates, wie stehst du mit deiner Gattin?“

„Der Weise spricht nicht gern von seiner Frau!“

Protagoras hieb ein:

„Ebenso ungern wie von seiner Schwäche.“

„Du hast es gesagt! Man opfert der Erde, aber ungeru; man bindet sich, aber ohne Freude; man erträgt, aber liebt nicht; man tut dem Staate seine Pflicht, aber schwer. Es gibt nur eine Aspasia, das ist die des Perikles. Das größte Weib dem größten Mann. Perikles ist der Größte im Staate, wie Euripides auf der Bühne.“

Protagoras fand, ohne zu suchen:

„Ist Euripides größer als Aischylos und Sophokles?“

„Gewiß, Protagoras! Er ist uns näher; er sagt unsere Gedanken und nicht die der Väter; er kriecht nicht vor den Göttern und dem Schicksal, er kämpft gegen sie; er liebt die Menschen, kennt sie und beklagt sie; seine Kunst ist kunstreicher, seine Gefühle wärmer, seine Bilder lebendiger als die der Alten. Jetzt aber möchte ich von Perikles sprechen!“

„Halt, Sokrates! In der Pnyx und auf der Agora, aber nicht hier! Wohl könnte ich ein gutes Wort der Aufmunterung gebrauchen, da falsche Anklagen hageln. Wir sind hergekommen, um zu vergessen, nicht uns zu erinnern, und Sokrates erfreut uns am meisten, wenn er von den höchsten Dingen spricht, zu denen ich den athenischen Staat nicht zähle... Da kommt Alkibiades mit Gefolge. Zündet mehr Lichter an, Burschen; und Eis in die Kannen.“

Im Torweg war Lärm zu hören; der Hund bellte, der Türhüter schrie, und herein zog Alkibiades mit Gefolge.

Er war herrlich anzuschauen in seiner Umgebung, die außer den Mädchen aus zwei unbekannten Männern bestand, die er in einem Weinhaus aufgefischt hatte.

„Papaia!“ grüßte er. „Hier ist der Wirt! Und hier ist Aristophanes, ein künftiger Schauspieler. Hier ist der Römer Lucillus, der als früherer Dezemvir in die Verbannung gegangen ist. Er hat die Geschichte der Virginia erlebt. Ihr wißt, eine Jungfrau, die gegen ihren Willen einen Mann bekam. Die Römer haben nämlich Jungfrauen; die haben wir nicht. Nicht wahr Lais! Dies ist eine von den vielen Lais, die Phidias gefessen haben! (Aspasia darf es nicht übel nehmen!) Und das sind Flötenbläserinnen vom Piräus. Ob sie die Pest haben, weiß ich nicht! Was kann sie mir tun? Ich bin zwanzig Jahre alt und habe noch nichts ausgerichtet. Warum also leben! Jetzt wird Lais tanzen! Papaia!“

Euripides erhob sich und winkte Schweigen:

„Warte mit dem Tanze, Perikles ist nicht ergötzt und sieht ernst aus.“

Eine Pause entstand. Die Hitze war drückend und beklemmend. Es war keine Gewitterluft, aber etwas Ähnliches, und die Gemüter aller schienen von einem unruhewollen Warten ergriffen zu sein.

Da fiel, wie von ungefähr, der Arm des Skeletts mit einem leisen Knacks aufs Knie nieder. Die Blume, die es unter der Nase gehalten hatte, lag auf der Erde.

Alle fuhren zusammen, auch Alkibiades, aber auf sich selbst zornig über diese Schwäche, nahm er einen Becher und trat vor:

„Das Skelett ist durstig! Ich trinke ihm zu! Wer tut mir Bescheid? Sokrates kann es am besten; er trinkt eine halbe Kanne in einem Zug aus, ohne zu blinzeln.“

Sokrates war ja dafür bekannt, daß er unbegrenzt trinken konnte, jetzt aber hatte er keine Lust:

„Nicht heute! Der Wein ist bitter!“

Und sich an Perikles wendend, flüsterte er:

„Böse Augen sind hierher gekommen! Dieser Aristophanes ist nicht unser Freund! Kennst du ihn?“

„Sehr wenig! Aber er sieht aus, als wolle er uns morden.“

Alkibiades fuhr fort, das Skelett anzureden:

„So sieht Athen in diesem Augenblick aus! Das Fleisch haben Sparta und der Perserkönig abgenagt; die Haut hat Kleon gegerbt; die Augen haben die Bundesgenossen ausgerissen; die Zähne haben die Mitbürger ausgezogen; diese Mitbürger, die Aristophanes kennt und die er bald abzeichnen wird. Meinen Becher, Skelett! Polla metaxy pelei kylikos kai cheileos akru!“*

Jetzt änderte sich plötzlich die Szene. Das Skelett sank nach rückwärts nieder wie ein berauschter Mann; die Lampen begannen an ihren Ketten zu schaukeln, das Salzfaß ergoß sich über den Tisch...

„Ohioh! Ohioh!“ schrie Alkibiades. „Tralall! Ha ha ha! Der Tisch wackelt, das Sofa schwankt: bin ich berauscht oder ist das Zimmer berauscht?“

Alle waren entsetzt, aber Sokrates gebot Ruhe:

„Ein Gott ist nahe! Still! Der Boden schwankt, und ich höre... Donnert es? Nein! Das ist ein Erdbeben!“

Alle stürzten in die Höhe, aber Sokrates fuhr fort:

„Beruhigt euch! Es ist jetzt vorüber!“ —

Und nachdem alle ihre Plätze wieder eingenommen hatten:

* Zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt der finstern Mächte Hand.

„Ich war fünf Jahre alt, als Sparta von einem Erdbeben heimgesucht wurde, zwanzigtausend Menschen umkamen und nur sechs Häuser stehen blieben. Das war Sparta! Jetzt ist es Athen. Ja, Freunde, eine Stimme sagt mir: ehe ein Mann das Alter erreicht, sind wir wie Vögel abgeschossen!“

Wieder bellte der Hund und schrie der Türhüter. Herein trat ein Ungeladener, der erregt aussah.

„Nikias,“ grüßte Alkibiades. „Jetzt werde ich nüchtern; der bedächtige Nikias kommt zum Gastmahl: Was ist denn los?“

„Erlaubt einem ungeladenen Gast...“

„Nikias spreche!“

„Perikles,“ begann der Römmling zögernd, „dein Freund, unser Freund, die Ehre von Athen und Hellas, Phidias ist angeklagt...“

„Halt ein!“

„Angeklagt (o Schande und Schmach)... ich kann es nicht sagen, ohne zu weinen...“

„Sag es!“

„Phidias ist angeklagt, vom Athenestandbild Gold unterschlagen zu haben.“

Das Schweigen, das jetzt entstand, wurde zuerst von Perikles gebrochen:

„Phidias verbirgt sein Antlitz im Mantel, er schämt sich für Athen. Doch laßt uns bei Göttern und Unterwelt auf Phidias' Unschuld schwören.“

„Wir schwören!“ riefen alle wie ein Mann.

„Ich schwöre auch!“ sagte Nikias.

„Athen ist entehrt, wenn man erst schwören muß, daß Phidias nicht gestohlen hat.“

Nikias war an Perikles herangetreten, und sich vor Aspasia verbeugend, flüsterte er:

„Perikles, dein Sohn Paralos ist krank.“

„An der Pest? ... Folge mir, Aspasia!“

„Es ist nicht mein Sohn, aber es ist deiner, drum folge ich dir.“

„Das Haus stürzt, die Freunde scheiden, alles Schöne vergeht, das Häßliche besteht.“

„Und die Götter schlafen!“

„Oder sind ausgewandert!“

„Oder sind tot! Laßt uns neue machen.“

Ein Erdstoß löschte die Lampen, und alle begaben sich hinaus auf die Straße, außer Sokrates und Alkibiades.

„Phidias des Diebstahls angeklagt! Mag die Welt einstürzen!“ sagte Sokrates und versank wie gewöhnlich in eine Geistesabwesenheit, die Schlaf glich.

Alkibiades aber nahm einen Doppelbecher von den größten, leerte ihn und improvisierte:

„Mag alles stürzen, vom Pindos bis zum Kaukasus,
dann wird Prometheus frei

und schenkt dann wieder Feuer erfrorenen Menschen.

Wenn Zeus zum Hades steigt, verkauft sich Pallas
an geile Jünglinge.

Die Feier schlägt Apoll entzwei,
um Schuh zu flicken.

Sein Schlachtroß läßt dann Ares laufen,
um Schaf' zu hüten.

Und auf den Trümmern aller ird'schen Herrlichkeit
steht Alkibiades allein,

im Vollgeföhle seines Allmacht-Ichs
und lacht!“

*

Die Pest war in Athen ausgebrochen und Erdbeben war hinzugekommen.

Als Perikles in Aspasia's Gesellschaft sein Haus erreichte, war sein Sohn von der geschiedenen Gattin tot.

Nach herrschender Sitte und um zu zeigen, daß er nicht ermordet worden, war die Leiche im Torweg ausgestellt. Ein kleiner Sarg aus Zedernholz, rot und schwarz gestrichen, stand auf einer Bahre und zeigte den Toten in weißem Totenkleide. Der Knabe hatte einen Kranz auf dem Kopfe, der aus dem Kraute des Todes gewunden war, dem stark duftenden Apium oder der Sellerie; im Munde hatte er den Obolos, das Fährgehd für Charon.

Perikles sprach leise ein Gebet, ohne tiefere Trauer zu zeigen, denn er hatte viel durchgemacht und leiden gelernt:

„Zwei Söhne haben die Götter mir genommen. Sind es genug Sühnopfer?“

„Was hast du zu sühnen?“ fragte Aspasia.

„Der eine muß für den andern leiden. Der einzelne für den Staat. Perikles hat für Athen gelitten.“

„Verzeih, daß meine Tränen schneller trocknen als deine. Der Gedanke, daß unser Sohn lebt, gibt mir Trost.“

„Mir auch, aber geringeren.“

„Soll ich gehen, ehe deine Frau kommt?“

„Du sollst mich nicht verlassen, denn ich bin krank.“

„Du hast lange davon gesprochen; ist es ernst?“

„Meine Seele ist krank. Wenn der Staat leidet, bin ich krank... Da kommt die Mutter des Toten!“

Ein schwarz gekleidetes Weib erschien in der Thür; sie trug einen Schleier, um zu verbergen, daß das

Haar abgeschnitten war; hatte einen Kranz in der Hand, und ihr folgte ein Sklave mit einer Fackel.

Sie bemerkte Aspasia's Anwesenheit nicht sofort, begrüßte mit einem Blick ihren früheren Gatten und legte den Kranz dem Toten zu Füßen:

„Ich bringe nur einen Totenkranz für meinen Sohn. Aber statt des Obolos soll er einen Kuß von den Lippen seiner Mutter mitbringen.“

Sie warf sich über ihn und küßte den Toten.

„Nimm dich vor dem Toten in acht!“ sagte Perikles und ergriff ihren Arm; „er starb an der Pest.“

„Mein Leben war nur ein langsamer Tod; ein schneller ist mir lieber.“

Jetzt bemerkte sie Aspasia, und sich aufrichtend, sagte sie mit Ruhe und Würde:

„Sag deiner Freundin, daß sie geht.“

„Sie geht und ich folge ihr.“

„So ist es recht! Denn jetzt, mein Perikles, ist das letzte Band, das uns hielt, gelöst! Leb wohl!“

„Lebwohl, mein Weib!“

Und zu Aspasia gewandt, sagte er:

„Gib mir deine Hand, meine Gattin!“

„Hier meine Hand!“

Die trauernde Mutter verzog:

„Wir treffen uns alle einmal, nicht wahr! Und dann als Freunde, du, sie und er, der vorausgegangen, um den Herzen, die von den engen Gesetzen des Lebens getrennt wurden, Wohnung zu bereiten.“

Perikles und Sokrates wanderten in der Platanenallee unterhalb des Hemifyklion umher und sprachen miteinander.

„Phidias ist vom Diebstahl freigesprochen, aber als Lasterer der Staatsgötter verhaftet worden.“

„Verhaftet? Phidias!“

„Man behauptet, er habe auf Athenens Schild mich und sich selbst abgebildet.“

„Das ist das Volk, das alles Große haßt. Anaxagoras in Verbannung, weil er zu weise war; Aristides in Verbannung, weil er allzu gerecht war; Themistokles, Pausanias... Was hast du gemacht, Perikles, als du dem Volke die Macht gabst?“

„Was Gesetz und Recht war! Ich falle allerdings durch mein eigenes Schwert, aber in Ehre. Ich gehe umher und sterbe, Stück für Stück, wie Athen. Wußten wir, daß wir unser Standbild zum Leichenzug schmückten? Daß es unser Totenkleid war? Wußten wir, daß es Begräbnislieder waren, die unsere Tragiker sangen?“

„Athen stirbt, jawohl. Aber woran?“

„An Sparta!“

„Was ist Sparta?“

„Das ist Herakles, die Keule, die Löwenhaut, die rohe Kraft. Wir Athener sind die Söhne des Theseus gegen die Herakliden, die Dorer und gegen die Jonier! Athen stirbt an Sparta, aber Hellas stirbt an Selbstmord.“

„Ich glaube, die Götter haben uns verlassen.“

„Das ist mein Glaube auch, aber das Göttliche lebt.“

„Da kommt Nikias, der Unglücksbote!“

Nikias kam wirklich, und als er die Frage in den Gesichtern und Blicken der beiden Wanderer sah, antwortete er unbefragt:

„Von der Agora!“

„Was Neues von der Agora?“

„Die Volksversammlung sucht Hilfe beim Macedonier.“

„Warum nicht beim Perser? Gut, dann ist das Ende nahe. Suchen sie Hilfe beim Feinde? Beim Barbaren, dem Macedonier, der über uns liegt wie ein Löwe auf dem Berge... Geh, Nikias, und sag, Perikles liege im Sterben. Und bitte sie den Würdigsten zu seinem Nachfolger zu wählen! Nicht den Unwürdigsten! Geh, Nikias, aber geh schnell!“

„Ich gehe,“ sagte Nikias, „aber nach einem Arzte!“ Und er ging.

„Mich heilt kein Arzt!“ antwortete Perikles mit matter Stimme, als spreche er nach innen.

Er setzte sich auf seinen alten Platz im Hemityklion.

Als er eine Weile geruht hatte, machte er Sokrates ein Zeichen, daß er sich ihm nähern möge, denn er wollte nicht die Stimme erheben.

„Sokrates, mein Freund,“ begann er; „dies ist der Abschied eines Sterbenden. Du warst der Weiseste; aber, nimm es nicht übel auf, sei nicht zu weise; such nicht das Unerreichbare, und verwirre die Geister nicht mit Spitzfindigkeiten; mache das Einfache nicht doppelt. Du willst die Dinge mit beiden Augen sehen; wer aber mit dem Bogen zielt, muß das eine Auge schließen, sonst sieht er das Ziel doppelt. Du bist nicht Sophist, kannst es aber leicht scheinen; du bist

nicht Wüßling, gehst aber mit Wüßlingen um; du habest deine Stadt und dein Land, mit Recht, aber du sollst sie lieben bis in den Tod, denn das ist deine Pflicht; du verachtest das Volk, aber du sollst es beklagen. Ich habe die Plebs nicht bewundert, aber ich habe ihr Gesetz und Recht gegeben; darum sterbe ich... Gute Nacht, Sokrates! Jetzt ist es dunkel vor meinen Augen. Du sollst sie schließen und mir den Kranz geben. Jetzt schlafe ich ein. Wenn ich erwache, wenn ich erwache, dann bin ich auf der andern Seite, und dann werde ich dir einen Gruß senden, wenn es die Götter erlauben. Gute Nacht!"

„Perikles ist tot. Höret es, Athener, und weinet, wie ich!"

Das Volk strömte hinzu, aber es weinte nicht. Man wunderte sich nur, was jetzt kommen würde, und man freute sich beinahe auf das Neue.

*

Kleon, der Gerber, stand im Rednerstuhl auf der Pnyx. Unter den aufmerksamsten Zuhörern waren Alkibiades, Anytos und Nikias zu sehen.

Kleon sprach:

„Perikles ist tot und Perikles ist begraben; jetzt wißt ihr's! Laßt ihn in Frieden ruhen mit seinen Verdiensten und Fehlern, denn der Feind steht in Sphakteria, und wir müssen einen Feldherrn haben; dazu kann Perikles' Schatten nichts machen. Hier hinten sitzen zwei Spekulanten, vornehme Herren alle beide; der eine heißt Nikias, weil er niemals gesiegt hat; der andere Alkibiades, und seine Siege kennen wir: Becher und Mädchen. Seinen Charakter kennen wir

dagegen nicht, aber ihr werdet ihn einmal kennen lernen, Athener, und er wird selbst die Vorderzähne zeigen . . . Hier ist zum Feldherrn vorgeschlagen der und der; eigentümlich genug, alle große Herren und alle vornehm, natürlich . . . Athen, das alle Könige und ihresgleichen abgeschworen hat, muß sich nun mit dem königlichen Sparta schlagen und hat, seinen Überlieferungen getreu, sich im Feld unter einem Manne des Volkes zu zeigen, auf den ihr euch verlassen könnt. Wir brauchen keinen Perikles, der Bildsäulen bestellt und Tempel baut zu Ruhm und Ehre: Athen hat genug von solchem Krimskrams! Jetzt aber müßten wir einen Mann haben, der die Kriegskunst versteht, ein Herz in der Brust und einen Kopf auf den Schultern hat. Wen wünschet ihr, Männer von Athen?"

Alkibiades sprang auf wie ein junger Löwe und ergriff ohne Umschweife das Wort:

„Männer von Athen, ich schlage den Gerber Kleon vor, nicht weil er Gerber ist, denn das ist etwas andres. Allerdings kann das Heer einer Ochsenhaut gleich erscheinen und Kleon mit einem Messer verglichen werden; aber Kleon hat andre Eigenschaften, nämlich grade die des Feldherrn. Sein letzter Feldzug gegen Perikles und Phidias schloß ja mit einem Triumph für Kleon. Er hat einen Mut an den Tag gelegt, der nie versagte, und einen Verstand, der über — allen menschlichen Verstand ging. Seine Strategie war allerdings nicht die eines Löwen, aber sie siegte, und das ist die Hauptsache. Ich schlage Kleon zum Leiter des Feldzuges vor.“

Hier trat nun der Fall ein, daß die grobe Ironie doch noch zu fein war, und daß das Volk sie für Ernst

hielt. Alkibiades genoß auch ein gewisses Ansehen, weil er mit Perikles verwandt war, und man lauschte gern auf seine Worte. Deshalb rief die ganze Volksversammlung Kleon aus, und er war gewählt.

Aber Kleon hatte niemals von einer Feldherrnchre geträumt und er war so klug, nicht höher zu streben als er reichte. Darum protestierte er gegen die Wahl, indem er schrie und bei allen Göttern schwur.

Alkibiades aber ergriff sofort die Gelegenheit bei der Kehle, und einsehend, daß diese Wahl Kleons Tod sei, bestieg er einen freien Rednerstuhl und sprach mit Nachdruck:

„Kleon scherzt und Kleon ist schüchtern; er weiß selbst nicht, was für ein Feldherr er ist, denn er hat sich nicht erprobt; aber ich weiß, wer er ist; ich besteh auf seine Wahl; ich fordere, daß er seine bürgerliche Pflicht erfüllt; und ich lade ihn vor den Areopag, wenn er sich drücken will, während das Vaterland in Gefahr ist.“

„Kleon ist gewählt!“ schrie alles Volk.

Aber Kleon protestierte noch:

„Ich kenne nicht den Unterschied zwischen einem Hopliten und einem Peltasten; ich kann keine Lanze führen, nicht auf einem Pferde sitzen...“

Alkibiades aber überstimmte ihn:

„Er kann alles: den Staat lenken und Kunst beurteilen, Prozesse führen und Sophisten belauern; er kann mit Sokrates die höchsten Dinge erörtern; mit einem Wort, er besitzt alle öffentlichen Tugenden und alle geheimen Laster.“

Jetzt lachte das Volk, aber Kleon saß fest.

„Athener,“ beendete Alkibiades die Versammlung, „das Volk hat gesprochen und eine Berufung gibt es nicht. Kleon ist gewählt! Jetzt ist Sparta verloren!“

Die Versammlung löste sich auf. Nur Kleon nebst seinem Freunde Anytos blieb zurück.

„Anytos,“ sagte er, „ich bin verloren.“

„Wahrscheinlich!“ antwortete Anytos.

Alkibiades aber zog mit Nikias ab.

„Jetzt ist Kleon tot wie ein Hund . . . Dann komme ich!“ sagte Alkibiades.

*

Sokrates ging sinnend zu Hause auf seinem Hofe, der sehr einfach war und keine Pfeilergänge hatte, auf und ab. Seine Frau kämmte Wolle und es sah aus, als zäuse sie jemanden.

Der Weise schwieg, aber die Frau sprach; das war ihre Natur.

„Was tust du?“ sagte sie.

„Alter Bekanntschaft wegen will ich dir antworten, obgleich ich nicht verpflichtet bin, dir zu antworten. Ich denke!“

„Ist das eine Beschäftigung für einen Mann?“

„Gewiß eine höchst männliche Beschäftigung.“

„Es ist wenigstens nicht zu sehen, was du tust.“

„Als du ein Kind trugst, war es auch nicht zu sehen; als es aber geboren war, war es zu sehen und vor allem zu hören. Also können Arbeiten, die anfangs nicht zu sehen sind, später sichtbar werden; sind mithin nicht zu verachten, am wenigsten von denen, die nur an das Sichtbare glauben.“

„Ist es so etwas, das ihr bei Aspasia treibt?“

„So etwas und andres mehr.“

„Ihr trinkt auch scharf?“

„Ja, wer spricht, wird durstig im Hals und der Durstige muß trinken.“

„Was lockt bei Aspasia die Männer an?“

„Gewisse Eigenschaften, welche die Blüte des Zusammenlebens bilden: Rücksicht, Geschmack, Mäßigung.“

„Das war für mich?“

„Das war für Aspasia.“

„Ist sie schön?“

„Nein.“

„Anytos behauptet es.“

„Er spricht die Unwahrheit . . . Siehst du Anytos, Kleons Freund, meinen Feind?“

„Er ist nicht mein Feind.“

„Aber meiner! Du liebst immer meine Feinde und hassest meine Freunde; das ist ein schlechtes Zeichen.“

„Deine Freunde sind schlechte Menschen.“

„Nein, im Gegenteil. Perikles war der Größte, Phidias der Beste, Euripides der Edelste, Platon der Klügste, Alkibiades der Begabteste, Protagoras der Schärffste.“

„Und Aristophanes?“

„Das ist mein Feind, obgleich ich nicht weiß warum. Ich vermute, du hast von der Komödie gehört, die er über mich geschrieben hat.“

„Anytos hat sie mir erzählt. Hast du sie gesehen?“

„Ich habe die ‚Wolken‘ gestern gesehen.“

„War es lustig, war es wißig?“

„Was meinte Anytos?“

„Er brachte mich zum Lachen, als er mir einige Szenen gab . . .“

„Dann muß es lustig sein, denn sonst hättest du nicht gelacht.“

„Hast du nicht gelacht, mein Sokrates?“

„Doch, natürlich, sonst hätte man mich für einen Dummkopf gehalten. Du weißt, daß er mich als einen Schurken und Narren geschildert hat. Da ich keines von beiden bin, so war es ja nicht Ernst, also war es Scherz.“

„Glaubst du? Ich glaube, es war Ernst.“

„Und du lachst über den Ernst? Weinst du denn über den Scherz? Dann wärst du ja von Sinnen.“

„Meinst du, ich bin verrückt?“

„Ja, wenn du meinst, daß ich ein Schurke bin.“

„Du weißt, daß Kleon im Feld ist.“

„Ich habe es zu meinem Erstaunen gehört.“

„Erstaunen? Du glaubst also, daß er im Feld untauglich ist?“

„Nein, ich glaube nichts von seiner Tauglichkeit als Feldherr, denn ich habe ihn niemals im Felde gesehen. Ich bin aber erstaunt über seine Wahl, wie er selbst, weil sie unerwartet war.“

„Du erwartest also seine Niederlage?“

„Nein, ich warte auf den Ausgang, um zu sehen, ob er gewinnt oder verliert.“

„Es würde dich freuen, wenn er verliert?“

„Ich liebe Kleon nicht, aber ich würde als geborener Athener über seine Niederlage trauern, mich also nicht über Kleons Untergang freuen.“

„Du hassst Kleon, wünschst aber nicht seinen Untergang?“

„Athens wegen, nein.“

„Aber sonst?“

„Sonst wäre Kleons Untergang ein Segen für den Staat, denn er ist ungerecht gegen Perikles gewesen, gegen Phidias, gegen alle, die etwas Großes ausgerichtet haben.“

„Da kommt Besuch.“

„Das ist Alkibiades!“

„Der Elende! Daß du dich nicht schämst, mit ihm zu verkehren.“

„Es ist ein Mensch, große Fehler, große Verdienste, und er ist mein Freund. Mit meinen Feinden verkehre ich ungern.“

Alkibiades klopfte wirklich an die Thür und stürmte herein:

„Papaia! Die Gatten philosophieren zusammen; sprechen von der gestrigen Komödie. Ein Esel dieser Aristophanes! Will man einen Feind totschiagen, muß man treffen; Aristophanes aber schlägt in die Wolken. Treffen, ja! Wißt ihr, daß Kleon geschlagen ist?“

„Welches Unglück!“ rief Sokrates aus.

„Ist es ein Unglück, daß der Hund entlarvt wird?“

„Ich glaube, Alkibiades ist schlecht unterrichtet,“ fiel jetzt Kanthippe ein.

„Nein, beim Zeus, aber ich wünschte, ich wäre es!“

„Still! Anytos kommt!“ warnte Sokrates.

„Der Gerber Nummer zwei. Es ist eigentümlich, daß Athens Schicksal von Gerbern bereitet wird.“

„Athens Schicksal, wer kennt es?“

„Ich, Alkibiades, bin Athens Schicksal!“

„Hybris! Hüte dich vor den Göttern!“

„Nach Kleon komme ich; Kleon ist nicht mehr, also bin ich!“

„Jetzt ich — Anytos hier!“

Anytos kam:

„Ich suche Alkibiades!“

„Hier bin ich!“

„Muß ich dich vorbereiten . . .“

„Nein, ich weiß . . .“

„Vorbereiten auf die Ehre . . .“

„Habe ich lange genug gewartet?“

„Daß du an die Spitze gehst . . .“

„Dazu bin ich geboren . . .“

„Die Führung nimmst . . .“

„Das ist mein Platz . . .“

„Und den Triumphzug leitest . . .“

„Was für einen Zug?“

„Ach so! Du hast nicht gewußt . . . Kleons Triumphzug vom Hafen . . .“

Alkibiades fuhr mit der Hand übers Gesicht, von oben nach unten, als wolle er die Maske wechseln, und das war in einem Augenblick geschehen!

„Ja gewiß, gewiß, gewiß. Ich bin ja eben hergekommen, um . . . seinen Sieg zu verkünden.“

„Er lügt,“ fiel Xanthippe ein.

„Ich habe mit dem Gatten gescherzt! Also Triumph für den Sieger Kleon . . . Solch ein Glück!“

„Sokrates,“ preßte jetzt Anytos, „freust du dich nicht?“

„Ich freue mich, daß der Feind geschlagen ist.“

„Aber nicht, daß Kleon gesiegt hat?“

„Das ist ja beinahe dasselbe.“

Xanthippe benutzte die Gelegenheit und hieb ein:

„Er freut sich nicht und er glaubt nicht an Kleon.“

„Ich kenne euch,“ beendigte Anytos das Gespräch, „ich kenne euch, Philosophen und Wortreiter. Aber hütet euch! — Und jetzt Alkibiades komm und empfang den verachteten Kleon, der das Vaterland gerettet hat!“

Alkibiades schüttelte Sokrates die Hand und sagte ihm ins Ohr:

„Was für ein verfluchtes Glück! Also noch nicht; aber das nächste Mal!“

*

Kartaphilos, der Schuhmacher, saß in seinem Laden am Acharnanischen Thor und besserte Kothurne aus für das Dionysostheater, das einen letzten Versuch machen wollte, die Tragödie wieder in die Höhe zu bringen, die eine Zeitlang wegen der Farcen des Aristophanes danieder gelegen hatte.

Der Römer Lucillus lungerte am Fensterbrett herum; und da die Philosophie mit Sokrates und den Sophisten in Mode gekommen war, philosophierten der Schuhmacher und der landflüchtige Dezemvir, so gut sie konnten.

„Du Römer,“ sagte Kartaphilos, „wie ich Fremdling hier in der Stadt, was meinst du zu Staat und Regierung?“

„Gleicht auf ein Haar den römischen. Die ganze bisherige Geschichte Roms kann man in zwei Worten sagen Patrizier und Plebejer.“

„Ganz wie hier!“

„Mit dem Unterschied, daß Rom eine Zukunft hat, Hellas nur eine Vergangenheit.“

„Was weiß man von Roms Zukunft?“

„Die Cumäische Sibylle hat geweissagt, daß Rom die Erde besitzen wird.“

„Was sagst du, Rom? Nein, Israel wird es tun, Israel hat die Verheißung. Es gibt nur eine Verheißung und einen Gott!“

„Vielleicht ist es dieselbe Verheißung, derselbe Gott! Vielleicht wird Israel durch Rom siegen.“

„Durch Messias, den Verheißenen, wird Israel siegen.“

„Wann kommt dein Messias denn?“

„Wenn die Zeit erfüllt ist, wenn Zeus tot ist.“

„Mögen wir's erleben! Ich warte, denn Zeus ist nach Rom gegangen und heißt dort Jupiter Capitolinus.“

Aristophanes, der an seinem Kranichhals und offenen Munde zu erkennen war, drängte sich ans offene Fenster.

„Hast du ein Paar niedrige Schuhe, Kartaphilos? Ein Paar Socken; Kothurne hast du genug, sehe ich, aber die Socke hat gewonnen.“

„Zu dienen, Herr...“

„Wir wollen sie im Theater gebrauchen, versteht du!... Nein, sieh da, Lucillus!... Und aus unbereitetem Leder, nicht gegerbtem.“

„Was soll denn im Theater gegeben werden?“

„Ja, jetzt kommt Kleon an die Reihe und soll tanzen! Und denkt euch, wenn niemand den Gerberhund zu spielen wagt, muß ich selbst es tun. Ich werde Kleon spielen! Ha ha!“

„Wo ist der große Feldherr Kleon jetzt?“

„In neuem Feldzug gegen Brasidas. Als nämlich der Feldherr Demosthenes die Schlacht bei Sphakteria gewann, nahm Kleon die Ehre für sich in Anspruch und erhielt den Triumph! Da er sich nun für einen gewaltigen Krieger hielt, zog er aus gegen Brasidas. Der Krug geht so lange zu Wasser . . .“

„ . . . bis er bricht!“ war die Stimme eines Kömmlings zu hören.

Es war Alkibiades.

„Papaia! Kleon ist geschlagen; Kleon ist geflohen! Jetzt komme ich! Hinauf zur Pnyx.“

Und damit war er fort.

„Zur Pnyx also, und ich schreibe eine neue Komödie, die soll heißen ‚Alkibiades‘.“

„Du hast vielleicht recht,“ antwortete Lucillus. „Das Ganze ist nicht wert, daß man's beweint. Darum: laßt uns lachen!“

*

Alkibiades stand wieder im Rednerstuhl auf der Pnyx. Er war dort zu Hause, und er hatte immer das Ohr des Volkes, denn er war nicht langweilig. Von allen verwöhnt, wirkte er erfrischend mit seiner grotesken Frechheit.

Vorn Rednerstuhl war unter andern der kluge, reiche und vornehme Nicias zu sehen, der immer zwischen Sparta und Athen zu vermitteln gesucht, durch seine Bedächtigkeit aber mehr geschadet als genützt hatte.

Alkibiades, der Nicias und seine Politik kannte und seine Opposition fürchtete, beschloß, einen Meisterstreich zu führen. Er wollte nicht von Sparta und

Athen sprechen, wie Nikias erwartete, sondern er wollte eine Wendung machen und von etwas ganz anderm sprechen. Das Volk liebte Neuigkeiten und heute sollte es etwas ganz Neues haben.

„Athener!“ begann er. „Kleon ist geschlagen, totgeschlagen, und ich stelle dem Staate mein unbestrittenes Talent zur Verfügung. Ihr kennt meine kleinen Fehler, nun aber sollt ihr meine großen Verdienste kennen lernen . . . Höret, Athener! Es war einmal, da besaß Hellas Kleinasien und erstreckte seine Schwingen nach Osten. Der Perserkönig nahm uns diese Siedlungen, die eine nach der andern, und er steht nun in Thrazien. Da wir also nicht mehr nach Osten ziehen dürfen, so müssen wir nach Westen ziehen, gegen Sonnenuntergang. Ihr habt mehr oder weniger dunkel vom Staate Roma sprechen hören, der wächst und wächst. Unsere Landsleute haben frühzeitig den Teil der italienischen Halbinsel genommen, der Tarent heißt, und wir sind dadurch nahe Nachbarn der Römer geworden. Und die schönste der Inseln, das reiche Sizilien, wurde unser. Allmählich aber haben die Römer unsere Kolonien umbaut und bedrohen ihre Selbständigkeit. Die Römer bedrängen uns, aber sie drängen auch nach Norden gegen Gallien und Germanien, drängen nach Süden gegen Afrika. Der Perserkönig, der früher unser Feind gewesen ist, ist beinahe unser Freund geworden, und die Gefahr heißt nicht mehr Perser, sondern Römer! Darum, und an die Zukunft denkend, sage ich euch, Athener: Laßt uns nach Italien gehen! Laßt uns nach Sizilien gehen! Von Sizilien aus können wir dann mit dem Römer um den Besitz von Spanien und den

Säulen des Herakles wetteifern. Mit Sizilien besitzen wir das Schloß zu Agypten; mit Sizilien schützen wir das bedrohte Tarent; mit Sizilien können wir im Nothfall das sinkende Schiff Hellas verlassen! Die Welt ist groß, und warum sollen wir hier in der Wildnis sitzen und verschimmeln? Hellas ist ein ausgezogenes Land, laßt uns neuen Boden brechen. Hellas ist ein ausgedientes Schiff, laßt uns ein neues bauen und einen Argonautenzug nach einem neuen Kolchis unternehmen, ein neues goldenes Bließ zu holen, dem Weg der Sonne folgend, gen Westen! Athener, laßt uns nach Sizilien gehen!“

Diese neuen Weiten, die der Redner ihm öffnete, gefielen dem Volk, das des ewigen Sparta und Perserkönigs müde war; und angefeuert von der Furcht vor dem wachsenden Rom, dem Jungen der Wölfin, nahm es den leichtsinnigen Vorschlag an durch Beifallsrufe und Handerheben.

Nikias bat ums Wort und warnte, aber niemand hörte zu. Die skythische Polizei, die auf der Pnyx Ordnung hielt, konnte ihm keine Zuhörer schaffen. Und da Nikias einsah, daß er das Unternehmen nicht hindern könne, stellte er seinen Dienst Alkibiades zur Verfügung und begann die Flotte auszurüsten.



Aspasia war nun die Witwe des Perikles und hatte ihn eine lange Zeit betrauert. Der Halbkreis war nicht mehr, aber die wenigen übriggebliebenen Freunde besuchten sie zuweilen. Sokrates war der treueste. Und er saß nun eines Abends bei ihr in der kleinen Villa mit dem Ziegeldach am Ufer des Kephissos.

„Nein, Aspasia,“ sprach Sokrates, „ich widerrieth den Zug nach Sizilien, Nikias widerrieth, der Astronom Meton widerrieth, aber es sollte geschehen. Alkibiades hatte sich ein günstiges Orakel vom Ammonstempel verschafft.“

„Glaubst du an Orakel, Sokrates?“

„Ja und nein! Ich habe meinen eigenen Daimon, wie du weißt, der warnt, aber niemals mahnt; der rät, aber nicht befiehlt. Diese innere Stimme hat mir gesagt: Hellas wird nicht die Welt erobern!“

„Wird Rom es tun?“

„Ja, aber für einen andern!“

„Du weißt, daß Perikles' großer Gedanke ein einziges Hellas war, eine Vereinigung aller Staaten...“

„Das war Perikles' Wunsch, aber der Wille der Götter war ein anderer. Alkibiades' Traum von Hellas' Weltherrschaft ist auch groß, aber die Träume der Götter sind größer.“

„Was glaubst du, bringt Kleons Tod Athen ein?“

„Nichts! Nach Kleon kommt Ankytos. Kleon ist ewig, denn Kleon ist der Name für einen Gedanken!“

Protagoras, etwas schal und gealtert, erschien auf dem innern Hof.

„Da haben wir Protagoras!“

„Den Sophisten! Ich liebe ihn nicht,“ sagte Aspasia; „er ist eine Feile, die allen Willen zerfeilt; sein Grübeln nimmt einem alle Entschlossenheit.“

„Du sprichst wahr und verständig, Aspasia, und zu andren Zeiten hättest du auf dem Dreifuß einer Pythia gesessen und geweissagt. Du weißt vielleicht nicht, wie die Priesterin, was du sagst, aber ein Gott spricht durch dich.“

„Nein, Sokrates, ich spreche deine Gedanken aus, das ist alles!“

Protagoras trat vor:

„Trauer in Athen, Trauer in Hellas! Wehe!“ So grüßte er.

„Was ist denn, Protagoras?“

„Phidias, der Unvergeßliche, liegt tot im Gefängnis.“

„Wehe, dann hat man ihn getötet.“

„Die Stadt erzählt es.“

„Phidias ist tot!“

„Wahrscheinlich durch Gift, heißt es; das braucht aber nicht wahr zu sein.“

„Alle sterben hier in Athen vorm Alter! Wann kommen wir an die Reihe!“

„Wenn wir an die Reihe kommen!“

„Fallen wir etwa durch die Pfeile des Pythontöters? Wir werden ja wie Finken abgeschossen!“

„Wir sind Apollos Kinder: sollte der Vater uns töten?“

„Saturn ist zurückgekehrt, seine Kinder zu fressen.“

Sokrates versank in seine Gedanken und blieb stehen:

„Wir haben die Götter erzürnt!“

Lucillus, der Römer, trat ein.

„Seht den Römer!“ sagte Sokrates, „den Herrn der Zukunft und der Welt. Was verkündet er?“

„Ich komme, um Protagoras zu warnen. Er soll verbannt werden.“

„Ich?“

„Du bist verbannt.“

„In welcher Eigenschaft?“

„Als Lasterer! Du hast die Götter des Staates verleugnet!“

„Wer ist der Angeber?“

„Der Sykophant, der Unsichtbare, der überall anwesend ist.“

„Alles ist wahrscheinlich, nichts ist gewiß,“ fiel Protagoras ein.

„Doch das ist gewiß.“

„Nun, dann stürzt dieser Gewißheit gegenüber mein Gedankengebäude ein, wie alles andre stürzt!“

„Panta rhei! Alles fließt, fließt davon; nichts besteht, alles entsteht, wächst und stirbt.“

„Lebt wohl denn, Aspasia, Sokrates, Freunde, Vaterland! Lebt wohl!“

Protagoras ging, den Mantel über den Kopf gezogen.

„Wird Athen Protagoras vermissen?“ fragte Aspasia.

„Er hat die Athener das Denken gelehrt, das Zweifeln; und der Zweifel ist der Weisheit Anfang.“

„Aristophanes hat Protagoras ermordet, und er wird dich einmal morden, Sokrates.“

„Das hat er bereits getan, meine Frau hat sich darüber gefreut, aber ich lebe.“

„Da ist der junge Platon; er sieht schicksalschwanger aus. Neue Trauerkunde, vermute ich.“

„Vermute? Ich schwöre! Sing das Trauerlied, Platon.“

„Lieder, denn es ist Plural! . . . Alkibiades ist angeklagt und zurückgerufen worden!“

„Was hat er getan?“

„Vor seiner Abreise hat er alle Hermesstandbilder in Athen gestürzt.“

„Das ist zuviel für einen Menschen, das hat er nicht tun können.“

„Die Anklage lautet: Götter des Staates!“

„Und jetzt rächen sich die Götter!“

„Hellas' Götter sind nach Rom gezogen.“

„Da hast du die Wahrheit gesagt!“

„Jetzt kommt Nummer zwei: Die Athener sind auf Sizilien geschlagen; Alkibiades ist nach Sparta geflohen!... Und Nummer drei: Nikias ist enthauptet.“

„Dann können wir uns Gräber auf dem Kerameikos kaufen!“

*

Neben dem Nemesisstempel auf der Agora stand der Gerber Anytos und plauderte mit Thrasybulos, einem bisher unbekannten, jetzt aber auftauchenden Patrioten.

Anytos plapperte:

„Alkibiades ist in Sparta; Sparta sucht Hilfe beim Perserkönig; uns bleibt nur übrig, dasselbe zu tun.“

„Zum Feinde gehen? Das ist Verrat!“

„Es ist nichts andres zu machen.“

„Es gab einmal Thermopylae und Salamis!“

„Aber jetzt gibt es Sparta, und die Spartaner stehen bei Dekleia. Unsere Legaten sind bereits zum Perserkönig abgesegelt.“

„Dann können wir Athenas Standbild vom Parthenon nehmen! Anytos! Sieh mir auf den Rücken; mein Gesicht will ich nicht zeigen, denn es schämt sich, wenn ich jetzt gehe!“

Anytos blieb allein, und ging eine Weile vorm Säulengang des Tempels auf und ab. Darauf blieb er stehen, und trat in die Halle ein.

Die Priesterin, Theano mit Namen, schien ihn erwartet zu haben.

Anytos nahm das Wort:

„Hast du den Auftrag des Rates ausgeführt?“

„Welchen Auftrag?“

„Du solltest doch den Fluch aussprechen über den Feind des Vaterlandes, Alkibiades.“

„Nein, ich bin nur beauftragt zu segnen.“

„Haben denn die Rachegöttinnen aufgehört, Gerechtigkeit zu üben?“

„Sie haben sich niemals hergegeben zur Rache der Sterblichen.“

„Hat Alkibiades nicht sein Land verraten?“

„Alkibiades' Land ist Hellas, nicht Athen; Sparta liegt in Hellas.“

„Sind die Götter auch Sophisten geworden?“

„Die Götter sind stumm geworden.“

„Dann kannst du den Tempel schließen, je eher, desto besser.“

*

Der unverbesserliche Alkibiades war wirklich von Sizilien zum Feinde nach Sparta geflohen, und saß jetzt mit dem König Agis zu Tisch; denn Sparta hatte das Königtum beibehalten, während Athen es früh abgeschworen.

„Mein Freund,“ sprach der König, „ich möchte nicht, daß du an dem öffentlichen allgemeinen Tisch speisest, da du an Athens glänzendes Gastmahl bei Aspasia gewöhnt bist.“

„Ich? O nein! Die einfachste Kost war immer meine Regel, schlafen gehen mit der Sonne und aufstehen mit der Sonne! Du weißt nicht, wie streng ich gegen mich selbst bin.“

„Wenn du es sagst, muß ich es glauben. Das Gerücht hat dich also verleumdet.“

„Verleumdet? Ja gewiß! Du erinnerst dich an die Hermesstandbilder? Ich habe sie nicht gestürzt, aber sie sind mein Verderben geworden.“

„Ist das auch eine Lüge?“

„Es ist eine Lüge.“

„Aber sag mir etwas anderes: glaubst du, daß es jetzt der Wille der Götter ist, daß Sparta über Athen gewinnen soll?“

„Gewiß! So gewiß, wie die Tugend über das Laster siegen wird. Sparta ist die Wohnung aller Tugenden, und Athen die aller Laster.“

„Man sagt, alle Athener hätten sich von den Frauen den Männern zugewandt. Ist das wahr?“

„Ja, so tief sind sie gesunken, und darum sollen sie von der Erde ausgerodet werden.“

„Jetzt höre ich, daß du nicht der bist, für den ich dich hielt; und jetzt will ich dir den Befehl über das Heer geben. Ziehen wir jetzt gegen Athen?“

„Ich bin bereit!“

„Und ohne Bedenken ziehst du gegen deine Vaterstadt?“

„Ich bin Hellene und nicht Athener! Sparta ist die Hauptstadt von Hellas.“

„Alkibiades ist groß! Jetzt gehe ich zum Strategen, und heute Abend ziehen wir.“

„Geh, König, Alkibiades folgt.“

Der König ging, aber Alkibiades folgte ihm nicht sofort, denn hinter der Gardine zum Gynäkeion stand die Königin und wartete. Als das Feld frei war, stürzte sie herein.

„Heil, Alkibiades, mein König!“

„Königin, warum nennst du deinen Diener König?“

„Weil Sparta dir gehuldigt hat, weil ich dir meine Gunst geschenkt habe, weil du aus einem Helden-
geschlecht stammst.“

„König Agis der zweite lebt.“

„Nicht zu lange! Gewinn deine erste Schlacht, und Agis ist tot!“

„Jetzt beginnt das Leben dem hart geprüften land-
flüchtigen Mann zu lächeln. Wenn du meine Kindheit mit ihren Sorgen kennetest, meine Jugend mit ihren Entsagungen! Der Wein war nicht gewachsen für mich, das Weib war nicht geschaffen für mich; Bacchos kannte mich nicht, Aphrodite war nicht meine Göttin. Die keusche Artemis und die weise Pallas führten mich über die Verirrungen der Jugend zu meinem Ziel, das die Weisheit und die Ehre war! Timia, Königin, als ich zum erstenmal dein Bett teilte...“

„Still!“

„Da ging es mir auf, daß die Schönheit mehr ist als die Weisheit, und...“

„Still, man lauscht!“

„Wer lauscht?“

„Ich, Lyxander, der Strategel!“ antwortete eine scharfe Stimme, und mitten im Zimmer stand er.

„Jetzt kenne ich dich, Alkibiades, und ich habe deinen Kopf unter meinem Arm, aber ich habe Spartas

Ehre unter meinem andern. Flieh, ehe ich dich erticke.“

„Du hast falsch gehört, Lysander!“

„Flieh, erweis uns die Gnade, zu fliehen! Es stehen fünfzig Hopliten draußen und warten auf deinen Kopf.“

„Wie viele, sagst du? Fünfzig? Dann fliehe ich, mehr als dreißig zwingen ich nicht. . . Meine Königin, leb' wohl. Ich hatte besser von Sparta gedacht. Dies wäre in Athen nie geschehen. Jetzt gehe ich zum Perserkönig; dort versteht man besser, was sich paßt, und dort brauche ich nicht schwarze Suppe zu essen!“

*

Und Alkibiades sitzt beim persischen Statthalter Tissaphernes. Und Alkibiades, der redegewandte, spricht:

„Ja, mein Lehrer Protagoras lehrte mich einst, alles wird aus seinem Gegensatz geboren; darum, siehst du, kann mein Herz alle Gegensätze umfassen. Sparta und Athen sind mir gleich lieb, das heißt gleich verhaßt, des einen Staatsgötter und des andern Tugenden.“

„Du hast ein großes Herz, Fremdling! Ist darin auch für Persien Raum?“

„Für die ganze Welt!“

„Was denkst du denn von unserer Hauptstadt?“

„Ich liebe alle Hauptstädte!“

„Aber augenblicklich sollst du unsere am meisten lieben.“

„Das tue ich auch!“

„Und mußt unsere Bundesgenossen auch lieben.“

„Wer, verzeih, ist augenblicklich Bundesgenosse?“

„Heute ist es Sparta.“

„Gut, dann liebe ich Sparta.“

„Und wenn es morgen Athen ist?“

„Dann liebe ich morgen Athen.“

„Danke! Jetzt verstehe ich, daß Hellas fertig ist. Ist es so verfault, das alte Griechenland, dann ist es kaum eine Eroberung wert.“

„Protagoras lehrte, der Mensch sei das Maß aller Dinge; darum messe ich den Wert aller Dinge an mir selbst; was Wert für mich hat, das schätze ich.“

„So lernt ihr von euren Propheten! Dann haben wir bessere! Kennst du Zarathustra?“

„Um Euch angenehm zu sein, wünschte ich, ich hätte ihn von Kindheit an gekannt.“

„Dann hättest du unterscheiden können: Gut und Böse, Licht und Dunkel, Ormuzd und Ahriman. Und du hättest in der Hoffnung gelebt, daß das Licht schließlich siegen wird; daß sich alle durchs Leiden versöhnen.“

„Ich kann ja versuchen! Ist es ein großes Buch?“

„Wie heißen eure heiligen Bücher?“

„Heilige? Was ist das?“

„Wo nehmt ihr eure Religion her, die Kenntniss von den Göttern?“

„Aus Homer, glaube ich.“

„Ihr glaubt nicht, daß Zeus der allerhöchste Herr der Welt ist?“

„Doch, das glaube ich gewiß.“

„Aber er ist ja Meineidiger und Knabenschänder.“

„Ja! Was kann man dazu tun.“

Tissaphernes erhob sich:

„Höre, Gastfreund, wir können nichts zusammen unternehmen, denn wir dienen nicht den gleichen Göt-

tern! Ihr nennt uns Barbaren! Gut, zuerst der Fremdling, dann aber der Wilde! Ich habe keinen Namen, der schändlich genug wäre für Leute, die solche Götzen verehren... Die Athener sind aber ebenso verrückt wie du, denn sie haben dir verziehen. Draußen steht ein Gesandter von Athen und bittet, du mögest zurückkehren. Geh nach Athen, dort ist dein Platz!"

„Nach Athen? Niemals! Ich traue ihnen nicht.“

„Und sie nicht dir: das hebt sich auf! Geh nach Athen und sag deinen Landsleuten: der Perser wolle sie nicht haben! Die Weinrebe sucht die frische Ulme, den faulen Kahlkopf aber flieht sie.“

Alkibiades hatte angefangen im Zimmer auf und ab zu gehen. Das bedeutete, daß er unschlüssig war.

„Steht der Athener wirklich draußen?“ fragte er.

„Er liegt draußen auf den Knien, um den Verräter Alkibiades um die Gnade zu bitten, ihr Herr zu werden. Aber hör' mal, du bist doch ein Mann des Volkes?“

„Ja, natürlich.“

„Dann mußt du den Standpunkt ändern, denn jetzt herrschen die Vornehmen in Athen.“

„Ja, ach so, ja ja, aber ich bin ja vornehm, der Vornehmste in der Stadt.“

„Kreisel, such eine Peitsche!“

Alkibiades war stehen geblieben:

„Ich glaube, ich muß doch mit dem Athener sprechen!“

„Tu das! Sprich athenisch mit ihm! Persisch versteht er nicht.“

*

Alkibiades kehrte nach Athen zurück; das Todesurtheil wurde aufgehoben; und als Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hatte, konnte er im Triumphzuge vom Piräus in die Stadt ziehen.

Die Gunst aber war unbeständig. Als er in den Verdacht geriet, nach der Königskrone zu streben, floh er wieder, dieses Mal zum persischen Satrapen Pharnabazos.

Da er nicht ohne Intrigen leben konnte, wurde er bald in eine verwickelt, entlarvt und zum Tode verurtheilt.

*

Alkibiades saß bei seiner Freundin und plauderte in aller Ruhe und Gemütlichkeit:

„Du glaubst also, Timandra, daß Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes zieht, um den Thron von Persien einzunehmen?“

„Ich bin dessen sicher, und ebenso sicher, daß er zehntausend Athener unter Xenophon bei sich hat.“

„Weißt du, ob Artaxerxes gewarnt ist?“

„Ich weiß es!“

„Wer hat ihn warnen können?“

„Das hast du getan.“

„Weiß Cyrus das?“

„Ja, das weiß er.“

„Wer hat mich verraten?“

„Das habe ich!“

„Dann bin ich verloren.“

„Ja, das bist du.“

„Daß ich durch ein Weib fallen muß!“

„Hast du etwas andres erwarten können, Alkibiades?“

„Eigentlich nicht! . . . Kann ich nicht fliehen?“
 „Du nicht, aber ich.“
 „Ich sehe Rauch! Ist Feuer im Hause?“
 „Ja, das ist es! Und Bogenschützen draußen!“
 „Das Lustspiel ist aus! Wir kehren zurück zum
 Trauerspiel . . .“
 „Und das Satyrspiel beginnt.“
 „Es ist heiß an den Füßen, sonst pflegt der Tod
 mit Kälte zu kommen.“
 „Alles wird von seinem Gegensatz geboren, Alki-
 biades.“
 „Gib mir einen Kuß!“
 Sie küßte ihn, den schönsten Mann von Athen.
 „Danke!“
 „Geh ans Fenster; da wirst du sehen!“
 Alkibiades trat ans Fenster:
 „Jetzt sehe ich . . .“
 In diesem Augenblick wurde er von einem Pfeile
 getroffen:
 „Jetzt aber sehe ich nichts! Es dunkelt, und ich
 habe geglaubt, es werde hell werden!“
 Timandra floh, als die Leiche zu brennen anfing.

*

Sparta hatte Athen besiegt, und Athen lag in
 Ruinen. Die Volksherrschaft war aus und man hatte
 dreißig Tyrannen bekommen.

Sokrates und Euripides wanderten betrübt unter
 den Trümmern auf der Agora umher. Sokrates sprach:

„Auf den Ruinen von Athens Mauern! Wir sind
 Spartaner geworden; wollten keinen Tyrannen und
 bekamen dreißig.“

„Ich reise nach Norden,“ sagte Euripides, „ich gehe nach Mazedonien, wohin ich geladen bin.“

„Da tust du recht, denn die Tyrannen haben deine Tragödien verboten.“

„Das ist die Wahrheit.“

„Und mir haben sie verboten, zu unterrichten.“

„Haben sie Sokrates zu sprechen verboten? Nein! Also kann er unterrichten, denn er kann nicht sprechen, ohne zu unterrichten. Aber sie müssen den Orakeln zu sprechen verboten haben, denn die haben mit dem Weissagen aufgehört. Alles hat aufgehört! Hellas hat aufgehört! Und warum?“

„Ja, frage nur! Hat Zeus den Sohn gezeugt, der ihn stürzen soll, wie Mischylos verkündete?“

„Wer weiß, das Volk hat einen neuen Gott eingeführt, der Adonai oder Adonis heißt. Er stammt vom Morgenland, und sein Name bedeutet der Herr.“

„Wer ist der neue Gott?“

„Sag' das, wer kann! Er lehrt sterben wollen und auferstehen von den Toten. Aber sie haben auch eine Göttin bekommen. Hast du von der Kybele gehört, der Mutter der Götter, einer Jungfrau, die in Rom gleich Vesta von vestalischen Priestern verehrt wird?“

„Es ist soviel Neues und Unklares, wie Wein in Gärung. Dort kommt Aristophanes. Leb' wohl, mein Freund, zum letztenmal hier im Leben.“

„Warte! Aristophanes winkt! Nein, sieh, er weint! Aristophanes weint!“

Aristophanes kam heran.

„Euripides,“ sagt er, „geh nicht, ehe ich dich gesprochen habe.“

„Kannst du sprechen?“ antwortete Euripides.

„Ich weine.“

„Fall nicht aus der Rolle! Soll das Tränen vorstellen?“

„Beklage einen Unglücksgenossen, Euripides; die Tyrannen haben mein Theater geschlossen.“

„Sokrates, soll ich meinen Henker beklagen?“

„Ich glaube, der Nemefistempel ist wieder geöffnet worden!“ antwortete Sokrates. „Aristophanes ist noch nie naiv gewesen, jetzt ist er es gehörig . . . Ich beklage dich, Aristophanes, daß du mich nicht mehr schmähen darfst. Ich verzeihe dir, aber ich will deinen Komödien nicht auf die Bühne helfen. Das ist zuviel verlangt! Jetzt folge ich Euripides nach Hause!“

*

Sokrates saß bei Aspasia, die gealtert war.

„Euripides ist nach Mazedonien gegangen,“ sagte Sokrates.

„Und hat seine Frauen verlassen.“

„Du bist bitter geworden.“

„Ich habe die Ruinen und alles andre satt. Die Tyrannen ermorden Bürger.“

„Das ist die Handlung von Tyrannen.“

„Werden wir bald Ruhe haben?“

„Auf dem Kerameikos in einem Zedernsarg.“

„Ich will nicht sterben, ich will leben, aber ruhig!“

„Das Leben ist nicht ruhig.“

„Doch, wenn man es gut hat.“

„Das hat man nie.“

„Nein, wenn man schlecht verheiratet ist wie du, Sokrates.“

„Meine Frau ist allerdings die Schlimmste; hätte

sie mich nicht zum Manne bekommen, wäre sie längst ermordet worden.“

„Xanthippe verrät dich mit ihrem Klatsch; und wenn sie nicht versteht, was du sagst, gibt sie entstellte Bilder deiner Gedanken und deiner Person.“

„Das weiß ich, kann's aber nicht ändern.“

„Warum verharrst du in der Erniedrigung?“

„Warum fliehen? Nur vor der Übermacht hat man ein Recht zu fliehen, und Xanthippe ist keine Übermacht für mich.“

„Dir ist bei Todesstrafe verboten, Vorlesungen zu halten; das verschuldet sie und Anytos.“

„Sie mag meinen Tod verschulden, dann hat sie nur meine Befreiung verschuldet... Aspasia, ich höre, daß unsere Freundschaft im Abnehmen ist; du hast neue Freunde gefunden, du bist eine andre geworden! Laß mich Lebewohl sagen, ehe Lysikles kommt.“

„Kennst du ihn?“

„Ja, und die ganze Stadt spricht von deiner Ehe.“

„Mit dem Viehhändler Lysikles?“

„Ja, das ist deine Sache; davon spreche ich nicht.“

„Aber du findest, Perikles' Andenken hätte besser bewahrt werden müssen?“

„Ich hätte gern Aspasia's Andenken besser bewahrt gesehen; aber da ich gesehen habe, wie Athener sich mit Blumenkränzen schmücken, um Athens Untergang zu feiern; da ich Phidias...“

„Wie wird denn Sokrates enden?“

„Jedenfalls nicht wie Aspasia.“

„Die Götter treiben Pöffen mit uns! Hüte dich, Sokrates!“

*

Sokrates saß schließlich im Gefängnis, angeklagt, die Jugend verführt und die Götter des Staates geschmäht oder geleugnet zu haben. Unter den Anklägern wurden genannt: ein junger schlechter Dichter Meletos, der Gerber Anytos und der Redner Lykon.

Sokrates hielt seine Verteidigungsrede und erklärte, er habe immer an Gott geglaubt und an die Stimme seines Gewissens, an das Daimonion. Er wurde zum Giftbecher verurteilt, im Gefängnis gehalten, wo er jedoch seine Frau und seine wenigen überlebenden Freunde sehen durfte.

Jetzt war die Frau da und weinte.

„Weine nicht,“ sagte Sokrates; „du hast keine Schuld.“

„Willst du nicht die Kinder sehen?“

„Warum sollte ich ihre kleinen Herzen durch ein unnützes Abschiednehmen zerreißen? Geh zu den Kindern und tröste sie; erfreu sie mit einer Ausfahrt in die Wälder.“

„Sollen wir uns freuen, während du stirbst?“

„Freut euch, daß meine Leiden ein Ende nehmen! Freut euch, daß ich in Ehre sterbe . . .“

„Hast du keinen letzten Wunsch?“

„Ich wünsche nichts! Doch, Friede, Freiheit von euren törichten Tränen und Seufzern, und euren störenden Klagen. Geh, Frau, und denke, daß Sokrates schlafen will, denn er ist müde und mürrisch; denke, daß er wieder erwacht und dann ausgeruht ist, verzüngt, froh und liebenswürdig!“

„Ich wünschte, du hättest mich dies alles früher gelehrt; von mir hättest du nichts zu lernen.“

„Doch, von dir habe ich Geduld und Beherrschung gelernt!“

„Verzeihst du mir?“

„Das kann ich nicht! Denn das habe ich bereits getan... Sag' mir jetzt lebwohl, als ob ich verreisen wolle. Sag': Auf Wiedersehen, als wäre ich bald zurück!“

„Leb' denn wohl, Sokrates, und sei nicht böse auf mich!“

„Nein, ich bin dir sehr gut!“

„Leb' wohl, mein Gatte, für ewig!“

„Nicht für ewig! Du wünschst ja, mich wieder zu sehen. Mach eine heitere Miene und sag': Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

„So!... Und wenn wir uns wiedersehen, gehen wir zusammen mit den Kindern in die Wälder.“

„Sokrates war nicht so, wie ich geglaubt habe...“

„Geh, ich will schlafen!“

Und sie ging, aber traf in der Thür Platon und Ariton.

„Die Stunde nähert sich, Freunde!“ sagte Sokrates matt und mit brennenden Blicken.

„Bist du ruhig, Meister?“

„Die Wahrheit zu sagen, bin ich ganz ruhig! Froh, will ich nicht behaupten, aber mein Gewissen beunruhigt mich nicht.“

„Wann, Sokrates, wann... soll es geschehen?“

„Du meinst, wann... es geschehen soll, das Letzte? Platon, mein Bester, mein Liebster... es eilt... ich habe eben einen Schlaf genossen... Ich bin über den Fluß gewesen, auf der andern Seite;

ich habe in einem Augenblick die Urbilder der unvergänglichen Schönheit gesehen, von denen die Dinge nur dunkle Abbilder sind... Ich habe die Zukunft gesehen, die Schicksale des Menschengeschlechts; ich habe zu den Mächtigen, Hohen, Reinen gesprochen; ich lernte die weise Ordnung kennen, welche die scheinbare große Unordnung lenkt; ich bebt über das unergründliche Geheimnis des Alls, das ich ahnend begriff; und ich erfaßte die ganze Weite meiner Unkenntnis. Platon, du sollst es schreiben! Du sollst die Menschenkinder lehren, die Dinge mit maßvoller Geringschätzung anzuschauen, in Ehrfurcht zum Unsichtbaren aufzusehen, die Schönheit zu verehren, die Tugenden zu pflegen und auf die Erlösung zu hoffen, während der Arbeit, in Pflichten, und durch Entsagung!"

Er ging zu Bett und legte sich nieder.

Platon folgte ihm:

„Bist du krank, Meister?"

„Nein, ich bin es gewesen; jetzt aber geneset ich."

„Hast du schon..."

„Ich habe schon den Becher geleert!"

„Der Weiseste geht von uns."

„Kein Sterblicher ist weise! Aber ich preise die Götter, die mir Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl gegeben haben."

Es wurde still im Zimmer.

„Sokrates ist tot!"

Flaccus und Maro

Nach Sokrates' Tode war die Größe Athens dahin. Sparta herrschte dann seine Zeit, und darauf kam die Reihe an Theben. Nach Theben brachen die Macedonier ins Land und diese herrschten bis zum Jahre 196, als die Römer sowohl Macedonien wie Griechenland einnahmen, Korinth vollständig zerstörten, Athen aber, das unter Sulla seine Befestigungen verlor, wegen seiner großen Erinnerungen schonten.

Jetzt, unter Caesar, war es sehr in Mode, die Jugend nach Athen zu senden, damit sie dort Grammatik, Rhetorik und Philosophie studiere. Einen großen Philosophen gab es nicht, sondern man lernte aus der Geschichte der Philosophie. Eine Religion gab es auch nicht, denn niemand glaubte an die Götter des Staates, obwohl man aus alter Gewohnheit Opferfeste feierte.

Athen war tot, wie die ganze alte Welt, Aegypten, Syrien, Kleinasien. In Rom lebte man von der Vergangenheit Griechenlands, und der größte Mann, Cicero, begann immer, wenn er ein philosophisches Thema klar machen sollte, davon zu sprechen, was die alten Griechen zu der Sache meinten; und damit schloß er auch, denn eine eigene Ansicht von der Natur der Götter zum Beispiel hatte er nicht.

Eines Vorfrühlingstages in den letzten Jahren Julius Caesar saßen zwei Studenten in einer Laube am Fuße des Lykabettos, dem Gymnasium Rynosfarges gegenüber. Sie hatten Wein auf dem Tisch, waren aber ihrem gelben Chios nicht sehr ergeben. Sie saßen still, gleichgültig da, als warteten sie.

Aber alles um sie herum schien ebenfalls von der gleichen Schlaffheit ergriffen zu sein. Der Gastwirt saß da und schlief; die Jünglinge im Gymnasium gegenüber lungerten an der Thür herum; die Wanderer auf der Landstraße trotteten still dahin, ohne zu grüßen; der Bauer auf dem Felde saß auf seinem Pflug und wischte sich den Schweiß aus der Stirn.

Der ältere der Studenten faßte sein Glas und öffnete schließlich den Mund:

„Sag etwas!“

„Ich habe nichts zu sagen, denn ich weiß nichts.“

„Hast du bereits ausgelernt?“

„Ja.“

„Ich kam gestern aus Rom mit großen Hoffnungen, etwas Neues lernen zu können und unerhörte Dinge zu hören, aber ich höre nur das Schweigen.“

„Mein lieber Maro, ich bin Jahre lang hier gewesen, und ich habe gehört, aber nichts Neues. Ich habe in der Poikile gehört, daß Thales behauptet, die Götter hätten nie gelebt, sondern alles sei aus etwas Feuchtem entstanden. Ich habe ferner Anaximenes' Lehre gehört, alles sei aus der Luft; Pherekydes' Lehre vom Äther als Urprinzip; Heraklits Lehre vom Feuer. Anaximander hat mich gelehrt, das Weltall leite sich aus einem Urstoff her. Leukippos und Demokritos sprachen mir von einem leeren Welt-

raum mit Urkörpern oder Atomen. Anaxagoras hat mir eingeredet, die Atome hätten Vernunft. Xenophanes wollte mich überzeugen, Gott und die Welt seien eins. Empedokles, der Klügste von der ganzen Gesellschaft, verzweifelte über die Mangelhaftigkeit der Vernunft, ging in seiner Verzweiflung hin und warf sich in den brennenden Berg des Atna, mit dem Kopfe voran.

„Glaubst du das?“

„Nein! Es ist wohl Lüge wie alles andre... Darauf lernte ich von Plato eine Menge guter Dinge, die nachher alle von Aristoteles widerlegt wurden. Die Folge war, daß ich bei dem Weisesten der Weisen, Sokrates, stehen blieb, der offen erklärte, wie du weißt, daß er nichts wisse.“

„Das sagten ja die Sophisten: daß man nichts wissen könne, kaum das.“

„Du hast recht, und unser guter Sokrates war ein Sophist, ohne es zu wollen! Aber es gibt einen, einen einzigen, der... ja ich meine Pythagoras. Er hat ja dies und das verkündet, im Osten und im Westen, aber ich habe in seiner Philosophie einen Anker gefunden, den ich in den Boden gesenkt habe. Ich schwinde allerdings im Winde, aber ich treibe nicht davon.“

„Erzähle!“

„Ja, so heißt es: Tu, was du für edel hältst, auch auf die Gefahr hin, aus dem Lande gewiesen zu werden; die Menge kann das Edle nicht beurteilen. Darum sollst du ihr Lob geringschätzen und ihren Tadel verachten. Pflege deine Glaubensbrüder, halte aber die übrigen Menschen für eine Masse ohne allen

Wert. Mit den Bohnen (die Demokraten meint er) führe stets Krieg. „Odi profanum vulgus et arceo!“

„Du müßttest zu Hause in Rom leben, Flaccus, wo...“

„Ja, was macht ihr jetzt in Rom?“

„Caesar ist Caesar, hat die Welt erobert, und besitzt alle höchsten Ämter, sogar die priesterlichen, in seiner Person. Dagegen habe ich nichts, aber man behauptet, er trachte nach Vergötterung.“

„Warum nicht! Alle Götter sind erst Helden gewesen, und viele Götter sind nicht so groß gewesen wie Caesar. Romulus war doch kein Riese, wenn er auch das Glück hatte, zuerst zu kommen, und einer mußte es doch sein. Jetzt ist er Gott, hat Tempel, und man opfert ihm.“

„Es ist wohl eine Lüge wie alles andre!“

„Wahrscheinlich.“

„Ja, ich habe eine andre Geschichte gehört von der Gründung Roms durch Aeneas' Sohn Ascanius, der aus Troja floh; und diese Fabel will ich zum Ausgangspunkt meiner großen Dichtung machen.“

„Ist es die Aeneis, von der man spricht?“

„Ja, die Aeneis!“

„Ist dichten schwer?“

„Nein, man folgt den guten Mustern. Bisher ist Theokrit mein Vorbild gewesen, jetzt aber werde ich zum Vater Homeros selbst gehen.“

„Beim Herakles!... Nun, hier bist du ungestört, solange nämlich Mäcenas dir die Sesterzen regelmäßig schickt!“

„Das tut er! Aber wie schlägst du dich durch?“

„Mein alter Vater, ein Freigelassener, plagt sich in der Quästur ab, um mir einen Platz für die Zukunft freizuhalten.“

„Hast du keine Interessen, keine Leidenschaften, keinen Ehrgeiz?“

„Nein, was sollte ich damit? Nihil admirari. Das ist meine Losung. Wenn es Götter gibt, welche die Geschicke der Menschen und Völker lenken, warum sollte ich eingreifen und mich in einem nutzlosen Kampf aufreiben? Denke doch nur an Demosthenes, der dreißig Jahre lang gegen den Mazedonier redete und seine Landsleute warnte, die nicht auf ihn hören wollten. Die Götter hielten es mit dem Mazedonier und verurteilten Hellas zum Untergang. Demosthenes kam ins Gefängnis. Lächerlicherweise wurde er angeklagt, vom selben Mazedonier bestochen zu sein. Das war natürlich eine Lüge! Dieser Patriot, der sich für die Rettung des Vaterlandes opferte, der die Sache der Götter zu führen glaubte, mußte Gift nehmen, und fiel, gegen die Götter kämpfend! Vestigia terrent!“

Während dieses Gesprächs war die Sonne gesunken, und jetzt in der Dämmerung sah man Feuer aufflammen auf Agina, auf Salamis, bei Phaleros, im Piräus und schließlich auf der Akropolis. Das Gemurmel von der Stadt wurde lauter und stieg zu einem einzigen ungeheuren Freudenschrei. Männer kamen die Straße hinunter, brachten Frauen und Kinder mit; die einen gingen, die andern fuhren und ritten.

Der gute Agathon, der Gastwirt, war erwacht und hinaus auf die Landstraße gegangen, um die Ursache des Wirrwarrs zu erfahren.

Die beiden Studenten waren auf das Dach des Weinkellers gestiegen, um zu spähen. Aber sie ahnten eine Gefahr für Fremdlinge, die sie waren, und von den immer lauterem Rufen erschreckt, stiegen sie wieder herunter und versteckten sich im Kelterhaus.

Schließlich war Agathons Stimme zu hören:

„Caesar ist ermordet! Tod den Römern! Freiheit für Hellas!“

Das war die Neuigkeit.

Der Garten der Weinschenke füllte sich mit Volk; der Wein floß und Jubelrufe schallten, mit Stichelreden auf die vorbeiziehenden Römer abwechselnd, die aus der Stadt nach Norden flohen, um die mazedonische Grenze zu erreichen.

Maro und Flaccus standen eine große Angst aus, in der Rufe der Weinkelter verborgen, aus welchem Hinterhalt sie die ganze Neuigkeit mit den Nebenumständen erfuhren.

Caesar von Cassius und Brutus auf dem Kapitol ermordet.

„Brutus?“ flüsterte Maro. „Dann ist es wohl aus mit den Caesaren, wie der alte Brutus mit den Königen ein Ende machte!“

„Und Brutus auf der Flucht nach Hellas, um die Hellenen gegen die Römer zu erheben.“

„Es lebe Brutus!“ rief man im Garten.

„Dann werden wir auch leben,“ sagte der geschmeidige Flaccus. „Caesar ist tot, huldigen wir Brutus, vorläufig.“

*

Viele Jahre waren verflossen, als der frühere Student von Athen, Quintus Horatius Flaccus, im

Garten seiner Villa in den Sabiner Bergen spazierte. Diese Villa hatte er von seinem Freunde Mäcenās erhalten, der dicht daneben in Tibur selbst ein prächtiges Landhaus besaß.

Horatius war nun ein sehr berühmter Dichter, aber doch der gleiche wie der Student in Athen. Das Schicksal oder die Götter hatten mit ihm gespielt, aber der Dichter hatte es auch als einen guten Scherz von den Oberen hingenommen und den mit einer Satire beantwortet.

Nach der Ermordung Caesars war nämlich Brutus nach Griechenland geflohen und dort so gut aufgenommen worden, daß die Athener ihm eine Statue errichteten und Truppen für ihn warben, gegen Antonius und die andern, unter denen sich der kranke Oktavianus (später Augustus) befand.

Horatius wurde als Soldat gepreßt, und führte wirklich eine Legion bei Philippi, wo Brutus fiel. Der Dichter, der kein Krieger war, floh vor der Übermacht und kam nach Rom, wo er nach der Amnestie Staatschreiber wurde. Gleichzeitig hatte er begonnen, Verse zu machen, wurde von Mäcenās entdeckt und erhielt seinen Lohn in einem Landgut.

Kaiser Augustus bewunderte ihn und bot ihm eine Stellung als Sekretär an. Horatius aber lehnte ab; teils weil er niemals etwas andres als den Usurpator in diesem Imperator sehen konnte, teils weil er Freiheit und Unabhängigkeit vor allem liebte.

Jetzt spazierte er in seinem Garten, dessen Obstbäume er selbst gepflöpft hatte. Er pflückte Rosen und Hyazinthen, denn er erwartete Besuch, einen lieben Gast, den alten Studiengenossen von Athen,

Publius Virgilius Maro, ebenso bekannt wie Horatius, obgleich er seine Aeneis noch nicht in Handschrift hatte „erscheinen“ lassen.

In einer Weinlaube war gedeckt; alter Massiker und Falerner lagen bereits auf Eis. Austern und Aale waren da; ein Zicklein und einige Wachteln staken am Spieß im Brathaus; die Früchte des Gartens waren gepflückt; auf dem für zwei Personen gedeckten Tisch fehlten nur die Blumen.

Ein kleiner schreibkundiger Sklave lief zwischen der Gartentür und dem Laubenturm hin und her, um nach dem erwarteten Gaste zu spähen.

Der Dichter stand grade an der Wassertonne und wusch sich die Hände, da er die Blumenernte beendet hatte, als ihn jemand auf die Schulter klopfte.

„Virgilius! Welchen Weg bist du gekommen?“

„Über die Höhen von Tibur, von Mäcenat.“

„Willkommen, welchen Weg du auch gekommen bist, Wanderer; setze dich, du wirst müde sein, in mein Hemikykion unter selbstgepflanzte Oliven, während die Bratspieße kreiseln und die Hackmesser hacken! Hier siehst du meine Scholle, welche die Welt bedeutet . . .“

Die ersten Grüße und Fragen waren ausgetauscht, und die Freunde hatten am Tische Platz genommen. Der Wirt war allerdings Epikuräer oder Verehrer des Genusses; um aber genießen zu können, muß man mäßig sein, und die Mahlzeit war, nach römischer Sitte zu urteilen, recht frugal, an sich aber einfach und glänzend.

Dann kamen die Becher, und der Wein weckte die

Erinnerungen, trotz seiner angeblichen lethtischen Fähigkeit, sie zu löschen.

„Nun, du warst im Kriege, Freund?“ begann Virgilius.

„Ja, und ich bin schmähslich geflohen, wie du weißt.“

„Ich habe es in einem deiner Gedichte gelesen, aber es soll nicht wahr sein, und du hast dich selbst verleumdet.“

„Habe ich? Vielleicht! Man schwagt ja, wenn man dichtet.“

„Du Dichter, entsinnst du dich, wie du mich in Athen fragtest, ob es schwer sei? Wie bist du zum Schreiben gekommen?“

„Ich brauchte Geld!“

„Jetzt verleumdest du dich wieder! Könnten alle Klienten, die Geld nötig haben, schreiben, so wäre die Welt voll von Dichtern.“

„Vielleicht ist es also nicht so gewesen! Aber sprich von dir! Von deiner ‚Aeneis‘.“

Virgilius wurde finster.

„Von der will ich nicht sprechen.“

„Ist sie fertig?“

„Mehr als das! Es ist aus mit ihr!“

„Aus?“

„Ja! Als ich sie las, fand ich sie mißlungen! . . . Das war nicht Homer, das war nichts! Es war wohl die Strafe, weil ich den Vater überglänzen wollte . . .“

„Hast du sie vernichtet?“

„Noch nicht, aber sie liegt versiegelt, um nach meinem Tode vernichtet zu werden.“

„Jetzt verleumdest du dich, und du bist niedergedrückt, Maro, nicht von Jahren, nicht von Arbeit, sondern von etwas anderm.“

„Ja, von etwas anderm. Die Zukunft beunruhigt mich!“

Horatius schüttelte seinen Pokal und rezitierte:

„Nicht vorwiegend geforscht, gegen Verbot, was, o Leukonoë,
mir zum Lose, was dir, Götter bestimmt; noch babylonische
Wunderzahlen versucht! Besser fürwahr dulden wir, was
auch kommt;

— — — — —
— — Sei flug! Klär deinen Wein! — — — — —

— — — Mitten im Wort flieht uns die neidische
Jugend! Nütze den Tag, nicht um ein Haar trauend dem
folgenden!“

„Das kann ich nicht,“ unterbrach ihn Virgilius;
„ich kann's nicht im Becher ertränken, wenn ich
mein Vaterland untergehen sehe!“

„Ist Rom je so mächtig gewesen wie jetzt? Besitzen wir nicht die ganze bekannte Welt, Aegypten, Syrien, Griechenland, Italien, Spanien, Germanien, Gallien, Britannien! Ist mehr zu haben, wenn ich nicht Indien und Persien nenne? Und doch leben wir in Friedenszeit; der Janustempel ist geschlossen, die Erde freut sich, die Künste blühen und der Handel war nie so rege wie jetzt.“

„Ja, der Friede vorm Krieg! Denn alle diese eroberten Völker sind erwacht und werfen ihre Blicke nach Rom! Nicht auf Griechenland wie früher, denn Griechenland ist wüst und öde geworden und geht in die große Ruhe ein. Weißt du, daß Sulla und Mithridates mordend und plündernd über Hellas

dahingefahren sind, so daß alle Wissenschaft und Kunst zum ägyptischen Alexandria oder dem wachsenden Byzanz flohen? Weißt du, daß die Seeräuber, von unbekannter Herkunft, aber von Osten, neulich jeden einzigen Tempel in Hellas geplündert haben, so daß dort kaum noch Gottesdienst gehalten werden kann? Die Orakel sind verstummt, die Dichter schweigen wie Singvögel im Gewitter, die großen Tragödien werden nicht mehr gespielt; man sieht lieber Farcen und Gladiatorenspiele. Eine Ruine ist Hellas, und Rom wird auch bald eine sein!“

„Die Zeit ist schlimm, das gebe ich zu, aber jede Zeit ist eine des Verfalls gewesen und hat doch zugleich eine neue Epoche vorbereitet. Der Laubschmuck des Herbstes soll die Treibbeete des folgenden Frühlings betten; Natur, Leben und Geschichte erneuern sich immer durch den Tod. Darum ist der Tod für mich nur eine Erneuerung, ein Wechsel, und wenn ich einen Leichenzug treffe, sage ich mir immer: Oh, wie angenehm ist es zu leben!“

„Mein geliebter Flaccus, du lebst durch deine Träume im goldenen Zeitalter, während wir andern uns nur mit diesem Leben des eisernen Zeitalters schleppen. Erinnerst du dich, wie Hesiod bereits klagt?“

„Nein das habe ich vergessen, aber um dir angenehm zu sein, will ich es anhören.“

„Es ist ein eisernes Volk, das jetzige, und nie ruhen sie von der Last der Arbeit, nicht am Tage, nicht in der Nacht! Ein sündiges Volk sind sie; und die Götter senden ihnen schwere Sorgen! Aber auch wenn sie Freude schicken, wird diese ihnen zum Unglück. Einmal wird Zeus sie ausrodern, dieses zahl-

reiche Volk, wenn sie mit grauen Schläfen geboren werden. Unsere Kinder werden ja bereits als Greise geboren, zahnlos, runzelig und mit kahlen Köpfen. Der Vater ist seinem Kinde nicht gewogen, das Kind nicht seinem Vater, der Gast nicht seinem Wirte, der Diener nicht dem Diener, der Bruder nicht dem Bruder. Die Kinder entehren die alten Eltern, schmähen sie, sprechen unfreundliche Worte; diese jungen Schurken, die von der göttlichen Rache nichts wissen und ihre ergrauenden Eltern niemals für die Pflege in der Kindheit belohnen. Die Faust ist das Recht, und die eine Stadt verheert die andre. Redlichkeit und Treue gegen Eide werden nie belohnt, ebenso wenig wie Güte oder Gerechtigkeit. O nein, wer Sünde verübt und Gesetz bricht, der erlangt Ehre. Die Schurken betrügen edle Menschen und begehen Meineid ohne Bedenken. Der Neid verfolgt die Menschen, diese Unseligen mit ihren widrigen Stimmen und schrecklichen Gesichtern, die sich über das Böse freuen und den Schaden, den sie verüben können.“

„Ja, so hat Hesiod vor tausend Jahren gesprochen, und ich muß gestehen, es stimmt! Aber was kann man tun?“

„Ja, es stimmt! Cicero wurde ermordet, und ich wäre geneigt, Catos Beispiel zu folgen, der in den Tod ging, um der Sünde zu entgehen. Ich sinke, Flaccus, in Lüge und Heuchelei! Aber ich will nicht hinunter, ich will hinauf... Ich habe Augustus und seinen Sohn Marcellus in meinen Versen gepriesen, aber ich glaube nicht mehr an sie, denn sie sind nicht die Zukunft! Darum soll die ‚Aeneis‘ verbrannt werden!“

„Du beunruhigst mich, Maro!... Aber woran glaubst du?“

„Ich glaube an die Sibylle, die vorausgesagt hat, das eiserne Zeitalter werde zu Ende gehen und ein goldenes Zeitalter wieder kommen...“

„Du hast das in der vierten Ekloge gesungen, erinnere ich mich... Hast du Fieber?“

„Ich glaube, ich habe es... Erinnerst du dich, nein, unsere Väter erinnern sich, als das Kapitol brannte und dabei die sibyllinischen Bücher verbrannten. Jetzt aber sind neue Bücher aus Alexandria gekommen, und in denen hat man gelesen, daß eine neue Zeitrechnung bald beginnen wird; daß Rom zerstört, aber bald wieder aufgebaut werden wird, und daß ein goldenes Zeitalter...“

Hier schwieg der Seher.

„Verzeih, Flaccus, aber ich bin krank und muß heimreiten, ehe die Nebel der Campagna steigen.“

„Eheu fugaces, Postume, Postume! labuntur anni!“*

Ich folge dir, Freund, auf meinem Esel, denn du bist krank! Aber:

„Den Mann gerechten Herzens und festen Muts
nicht blinder Bürger Eifer, der Mord verlangt,
nicht drohender Tyrannen Anblick
macht ihn verzagt oder wankelmütig!

Und fällt der Weltenbau zusammen,
schreckenlos steht er, umkracht von Trümmern.“

*

* Ach wie im Fluge, Postumus, Postumus, entfliehn die Jahre!
Horaz. Oden II, 14.

Einige Tage später starb Virgilius in Neapel.

Man öffnete sein Testament und fand wirklich ein Verlangen, seine „Aeneis“ solle verbrannt werden. Man willfahrte aber dieser Bitte nicht.

Die Nachwelt hat dieses Vergehen gegen den letzten Willen eines Toten verschieden beurteilt; einige meinen, es sei schade gewesen; andre meinen, es sei ein Vorteil.

Als das Christentum kam, wurde Virgil zu den Propheten gerechnet. Die Aeneide hielt man für ein sibyllinisches Buch; man nahm sie in die Liturgie auf. Man pilgerte zum Grabe des Dichters. Und später wurde er, von Dante, zum Heiligen erhoben.

Leontopolis

Eine ^{Anw.} Karawane hatte sich auf einer Höhe östlich von dem alten ägyptischen Heliopolis gelagert. Da war viel Volk, alles ~~jedoch~~ Hebräer. Und die waren auf Kamelen und Eseln von: Palästina durch die Wüste gezogen; (dieselbe Wüste, welche die Kinder Israel vor tausend Jahren durchstreift hatten. . .)

Im Abenddunkel beim schwachen Schein des Halbmonds waren die Lagerfeuer zu Hunderten zu sehen, und bei ihnen saßen die Frauen mit ihren kleinen Kindern, während die Männer Wasser trugen. 7

Noch nie hatte die Wüste wohl so viel kleine Kinder gesehen; und als sie jetzt zur Nacht besorgt werden sollten, hallte das Lager vom Geschrei der Kinder wider. ~~Es war wie eine einzige große Kinderstube!~~

Als aber das Waschen vorüber war und die Kleinen an die Mutterbrust gelegt wurden, verstummten die Schreie, der eine nach dem andern, und es wurde ganz still auf dem Felde. —

Unter einer Sykomore saß eine Frau und säugte ihr Kind; daneben stand ein hebräischer Mann und legte seinem Esel Ginsterzweige vor. Als er das besorgt hatte, ging er höher auf den Hügel hinauf und spähte nach Norden. — —

Ein Fremdling, nach der Tracht zu urteilen, ein

Römer, ging vorbei, musterte das Weib mit dem Kind, als zähle er sie mit.

Der Hebräer zeigte Unruhe, und um sie zu verbergen, begann er ein Gespräch mit dem Römer:

„Sag', Wanderer, ist das die "Stadt der Sonne" dort im Westen?"

„Du siehst sie!" antwortete der Römer.

„Das ist also Beth Semes?"

„Heliopolis, von wo Griechen und Römer ihre Weisheit geholt haben! ~~Platon selbst ist hier gewesen.~~ antwortete der Römer.

„Ist Leontopolis auch von hier zu sehen?"

„Du siehst die "Zinnen des Tempels" zwei Meilen nordwärts."

„Das ist ~~aber~~ das Land Gosen, das unser Vater Abraham besuchte und das Jakob zugeteilt wurde," sagte der Hebräer, sich an sein Weib wendend, das nur mit einem Nicken des Kopfes antwortete.

➤ Darauf zum Römer:

„Israel wanderte aus Ägypten ~~nach Kanaan~~ Nach der babylonischen Gefangenschaft aber zog ein Teil wieder hierher und ließ sich hier nieder." ~~Das weißt du!~~

vauy der Römer; „Das weiß ich ungefähr! Und ~~hier~~ haben sich ~~die~~ Israeliten bis zu vielen tausend Seelen vermehrt; auch haben sie einen eigenen Tempel gebaut; eben den, welchen du in der Ferne siehst. ~~Wußtest du das?~~"

„Ich wußte es ungefähr! Aber das ist also römisches Land?"

„Das ist es!"

~~Aber~~ Alles ist jetzt römisch: ¹ Syrien, ² Kanaan, ^{4.} Griechen-land, ³ Ägypten

⁵ Germanien, ⁶ Gallien, ⁷ Britannien; die Welt gehört Rom, wie die Cumäische Sibylle vorausgesagt hat."

„~~Gut~~ Aber die Welt soll durch Israel erlöst werden, wie Gott ~~hat~~ unserm Vater Abraham verheißen hat."

„Diese Fabel habe ich auch gehört, aber für den Augenblick hat Rom die Verheißung. . . Kommst du von Jerusalem?"

„Ich komme durch die Wüsten wie die andern, und ich bringe Weib und Kind mit."

„Kind, ja! Warum schleppt ihr soviel Kinder mit euch?"

Der Hebräer verstummte. Da er aber annahm, der Römer wisse die Ursache, und da dieser übrigens wie ein wohlwollender Mann aussah, beschloß er, die Wahrheit zu sagen.

„~~Hal~~ Herodes, der Tetrarch, hörte von ~~vielen~~ Männern aus dem Morgenlande die Weissagung, ein Judenkönig sei zu Bethlehem im Lande Juda geboren. Um der vermeintlichen Gefahr zu entgehen, ließ Herodes alle Knäblein ermorden, die in der letzten Zeit in der Gegend geboren waren. Ganz wie Pharao grade hier unsere Erstgeborenen töten ließ. Moses wurde ~~doch~~ gerettet, um unser Volk aus der ägyptischen Knechtschaft zu befreien."

„Höre! Dieser König, wer sollte das sein?"

„Das ist Messias, der Verheißene."

„Glaubst du, daß er geboren ist?"

„Ich kann es nicht wissen!"

„Ich weiß, daß er geboren ist," sagte der Römer.

„Er wird die Welt beherrschen und alle Völker unter sein Zepter bringen."

„Wer sollte das sein?“

„Der Kaiser! ~~Augustus!~~“

„Ist er aus Abrahams Samen oder aus Davids Haus? Nein, das ist er nicht! Und ist er gekommen mit Friede, wie Jesaja prophezeit hat? „Auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende?“ Der Kaiser ist sicher kein Mann des Friedens.“

„Leb' wohl, Kind Israels! Jetzt bist du römischer Untertan. Sei zufrieden mit der Erlösung durch Rom; eine andre kennen wir nicht.“

Der Römer ging.

Der Hebräer näherte sich seinem Weibe:

„Maria!“ sagte er.

„Josef!“ antwortete sie. „Leise! Das Kind schläft.“

5 - 6 M.

A p o s t a t a

Dreihundert Jahre und einige nach Christi Tod hatte die Geschichte der Welt ihren Thespiskarren vom Mittelmeer nach Osten geschoben. Griechenland war in die ewige Ruhe eingegangen, Rom lag in Ruinen und war ein Vasallenstaat geworden, Jerusalem war zerstört, Alexandria am Nildelta heruntergekommen. Die Hauptstadt der Welt lag am Schwarzen Meere und war eine halb morgenländische Kolonie, genannt Byzanz, oder nach Konstantin dem Großen Konstantinopel. Die heidnische Welt lag brach, und das Christentum war Staatsreligion geworden. Aber der Geist des Christentums hatte das Kaisertum nicht durchdrungen; die Lehre war da, viele Lehren, aber der Hof lebte schlimmer als die Heiden, und der Weg zum Thron in Byzanz ging gewöhnlich über Mord.

Während aber Europa nach dem Orient gegangen war, waren gleichzeitig neue Eroberungen im Westen und Norden gemacht worden. Die Römer hatten fünfzig Städte am Rhein gegründet, und ganz Gallien lag seit Caesars Zeit unter römischen Pflügen und verehrte römische Götter in römischen Tempeln.

Als jetzt das Christentum in Gallien eingeführt werden sollte, stieß das auf Schwierigkeiten. Des Landes eigene Religion, der Druidenkult, war eben

vom Kaiser Claudius verboten worden, und der römische eingeführt. Daß nun unmittelbar darauf die eine Veränderung nach der andern kommen sollte, sprach die Nation nicht an. Darum befand sich Gallien in einem Zustande der Auflösung, aus dem jedoch etwas Neues zu wachsen versprach.

Unter der Regierung Constantius' aber erhoben sich Gefahren von andrer Seite gegen die neugebildete gallische Provinz. Germanische Stämme, Franken und Alemannen, wurden von den Lieblichkeiten des fetten Landes angelockt, wo ja die Berge von Wein triefen und die Ebenen mit gelbem Weizen überschüttet waren.

Um die beste Provinz zu schützen, und vielleicht auch aus andern Gründen, sandte der Kaiser seinen Vetter und Schwager, Julianus, die Germanen zu bekriegen.

Julianus war allerdings im Kloster und auf der Universität erzogen worden, scheint aber den Krieg verstanden zu haben, denn er schlug die Eindringlinge und zog darauf nach Lutetia Parisiorum.

*

Die Legionen waren den Mons Martis oder Martirorum hinaufgezogen, wie er abwechselnd genannt wurde. An der Spitze ging der unbedeutende Mann mit dem Philosophenbart, Julianus, zum Caesar ernannt, darum aber nicht zum Kaiser.

Hoch oben auf dem Gipfel des Berges stand ein Marstempel, aber er war geschlossen. Da das Heer sich gelagert hatte, trat Julianus allein an den Abhang, um die Stadt Lutetia zu beschauen, die er noch nie gesehen.

Auf der Insel zwischen den beiden Armen des Seineflusses lag der Plan der Stadt, mit dem Jupitertempel; der Kaiserpalast aber und das Amphitheater waren am Abhange des Parnasses am westlichen Flußufer zu sehen.

Seit dreihundert Jahren, von Caesars Zeit an, hatten die Kaiser zeitweise hier gewohnt, und jetzt zuletzt hatten Konstantin der Große und Constantius das Lutetia der Pariser bewohnt.

Als der gedankenvolle Caesar eine Weile das Tal mit dem Flusse betrachtet hatte, brach er aus:

„Urbs! Das ist ja Rom! Ein Fluß, ein Tal und Hügel, sieben oder mehrere, ganz wie in Rom! Seht ihr nicht, wir stehen auf dem kapitolinischen Berge; auf der andern Seite haben wir Janiculum, den Berg des Parnasses; und im Norden bildet der Mons Valerianus ja unsern Vaticanus. Und die Stadt auf der Insel! Die Insel gleicht ja einem Schiffe, ganz wie die Tiberinsel, auf der man einen Obelisk als Mast errichtete, so auffallend war die Ähnlichkeit! Caesar war doch wohl zu originell, um kopieren zu wollen!... Byzanz wird das Neue Rom genannt, aber Rom ist wie der Wurm; wenn man den in zwei Stücke schneidet, so wird immer ein lebendes Wesen aus jedem Stück. Was sagst du, Maximus?“

„Die Stadt der sieben Hügel und der sieben Könige war Rom; wie viele es hier werden, kann niemand sagen.“

„Daran habe ich nie gedacht,“ antwortete Julianus, „daß Rom nur sieben Könige gehabt hat wie die Hügel... ein seltsamer Zufall!“

Maximus, der Mystiker, der gleich dem Sophisten Priscus den Kaiser stets begleitete, um ihm Gelegenheit zum Philosophieren zu geben, wandte sofort ein:

„Es gibt keine Zufälle, Caesar; alles ist berechnet und gezählt, alles ist in bewußter Absicht geschaffen, und in Übereinstimmungen, die Beste des Himmels und das Rund der Erde...“

„Das hast du in Aegypten gelernt,“ unterbrach ihn Priscus; „denn die Aegypter sehen ja den Nilstrom im Sternbild Eridanus. Möchte wissen, unter welchem Bilde dieses Lutetia liegt!“

„Es liegt unter der Andromeda wie Rom,“ antwortete Maximus, „aber Perseus herrscht über das heilige Land; Algol steht über Jerusalem.“

„Warum nennst du das verfluchte Land heilig?“ unterbrach ihn Julianus, der seinen sonst ruhigen Geist nicht beherrschen konnte, sobald man von etwas sprach, was das Christentum betraf; denn das haßte er.

„Ich nenne das Land heilig, weil dort der Erlöser der Welt geboren ist. Und du weißt, daß der ohne Vater geboren wurde, wie Perseus! Du weißt auch, daß Perseus Andromeda erlöste, wie Jesus Christus Rom und Lutetia erlösen wird.“

Julianus schwieg, denn er war als Neuplatoniker empfänglich für Analogien mit Perspektiven über das Endliche, und das poetische Bild war für ihn mehr als ein rednerischer Schmuck.

In einem Kloster von christlichen Priestern erzogen, hatte er früh einen Einblick in die neuen Lehren des Christentums getan; mit seiner philosophischen Bildung aber hatte er zu bemerken geglaubt, daß der Same des Christentums bei Sokrates

und Plato gekeimt habe; und als er dann die Bekanntschaft der Neuplatoniker machte, fand er eigentlich nichts an den eben diktierten Dogmen des Christentums auszusetzen. Aber ein grenzenloser Haß gegen diese Galiläer ergriff ihn, die sich jetzt alle Weisheit der vergangenen Zeit aneignen und ihr ihren Namen geben wollten. Das waren Diebe für ihn!

Daß Christus Gottes Sohn war, fand er ganz natürlich: denn als Pantheist glaubte er ja, daß die Seelen aller Menschen von Gott geboren sind und teil an ihm haben. Er selbst bekannte den jüngst angenommenen nicäischen Glaubenssatz, der Sohn ist des selben Wesens wie der Vater, wenn er ihn auch auf seine Art auslegte. Wunder geschahen alle Tage und konnten von Zauberern nachgeahmt werden. Den Sündenfall erkannte er an, denn Plato hatte ja auch erklärt, die Seele sei in der Materie gefangen, in der sündigen Materie, die wir bekämpfen müssen. Und das hatte Paulus in seinem Brief an die Römer bestätigt, wenn er sagt: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; aber das Böse, das ich nicht will, tue ich.“ Und ferner: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt... Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ — Das war die Klage des denkenden und erkennenden Menschen über die Gefangenschaft in der Materie: der Ekel des Menschengeschlechts über sich selbst.

Julianus hatte, als tief empfindender und hochstrebender Geist, diesen Druck gefühlt, und er hatte redlich gegen die Bezierde des Fleisches gekämpft,

und zwar mit Erfolg. Unter Mördern und Lüstlingen aufgewachsen, in dem unerhörten Luxus des byzantinischen Hofes, wo er z. B. anfangs tausend Barbieri und tausend Köche besaß, hatte er sofort den Luxus abgeschafft, lebte selbst wie ein christlicher Asket, handelte recht und dachte edel. Die Gefangenschaft in der Materie, oder die Sünde, hatte er vollständig begriffen, von der Erlösung aber durch Christus verstand er keine Spur. Dreihundertsechzig Jahre waren vergangen, seit Christus geboren wurde, und die Welt war immer elender geworden. Die Christen, besonders seinen Oheim Konstantin den Großen, hatte er schlimmer als Heiden leben sehen; und als junger Mensch hatte er die neue Lehre in seinen Seelenkämpfen erprobt: er hatte zu Christus gebetet wie zu Gott, war aber nicht erhört worden.

Als er dem gläubigen Eusebius sein Leid klagte, hatte dieser geantwortet:

„Seid geduldig in der Hoffnung! Fahret fort im Gebet!“

Der Jüngling aber erwiderte:

„Ich kann nicht geduldig sein!“

Darauf Eusebius:

„Die Erlösung kommt, aber nicht zu unserer Zeit. Tausend Jahre sind wie ein Tag vor Gott dem Herrn! Warte fünf Tage, dann wirst du sehen!“

„Ich will nicht warten,“ raste der Jüngling.

„So sagen die Verdammten auch. Aber, siehst du, die Ungeduld ist eine von den Plagen der Hölle, und du schaffst dir deine Hölle selbst mit deiner Ungeduld!“

Julian wurde Christushasser, ohne eigentlich zu wissen, warum. Die Philosophen lehrten es ihn nicht,

denn die paßten das Christentum ihrer Philosophie an. Celsus' einfache Widerlegung hatte Julians reifen und gebildeten Verstand auch nicht verführt.

Eusebius erklärte den Christushaß seines Schülers also: „Er hat heidnisches Blut im Leibe, denn er ist von illyrischer Herkunft; er gehört wohl nicht in diesen Schafstall. Oder ist sein Hochmut so grenzenlos, vielleicht sein Neid so groß, daß er im Reiche des Geistes keinen Alleinherrscher duldet? Er lebt ja selbst wie ein Christ und lehrt dasselbe wie Christus, ist aber doch ein Christushasser.“

*

Inzwischen hatte sich der Caesar, um seinen Zorn zu verbergen, dem kleinen Marstempel auf dem Hügel genähert. Das Gebäude war verfallen, die Türen fortgetragen und die Säulen gesprungen.

Als er in die Zelle eintrat, sah er das Marsstandbild, das nach einem guten griechischen Ares gemacht war, in der Apsis; aber die Nase war abgeschlagen, die Finger fehlten und die ganze Statue war mit Schmutz bestrichen.

„Das haben die Galiläer getan!“ sagte Julian, „aber das sollen sie bezahlen.“

„Das haben sie bereits mit ihrem Leben bezahlt!“ antwortete Maximus. „Dionysius wurde auf diesem Hügel enthauptet und seine Kapelle ist dort unten am Abhang zu sehen.“

„Bist du auch Galiläer?“

„Nein, aber ich liebe die Gerechtigkeit!“

„Die Gerechtigkeit und deren Göttin Asträa haben die Erde verlassen, als das eiserne Zeitalter begann, und jetzt sitzt sie als Stern am Himmel.“

„Im Tierkreis,“ fiel Priscus ein; „ich glaube auch, wir leben alle in Tierkreisen, und da hat die Gerechtigkeit keinen Platz!“

Gemurmel war vom Lager zu hören. Julian stieg auf einen Steinhaufen, um nachzusehen, was es gab.

Die ganze nordöstliche Seite des Marsberges war von Soldaten bedeckt, und unten im Tale waren Zelte und Lagerfeuer zu sehen. Diese Tausende stammten von allen Völkern der Welt. Da waren Römer, Griechen, Ägypter, Neger, Hebräer, Perser, Afghananen, Skythen, Germanen, Briten und Gallier. Jetzt aber waren sie in Bewegung und bildeten ein Gewimmel, wie wenn die Mücken tanzen.

„Was verursacht die Unruhe?“ fragte Julian.

Eine kleine Glocke von der Denis-Kapelle läutete Angelus, und die Christen waren auf die Knie gefallen, während die Heiden stehen blieben oder in ihrer Beschäftigung fortfuhren. Die Christen hielten sich für gestört und die Heiden auch.

„Diese Religion,“ sagte Julian, „die alle sammeln sollte, sondert nur. Wenn die Kirchenversammlungen, statt neue Bekenntnisse zu formulieren, alle Formen gesprengt und einen freien Kultus verkündigt hätten, mit Lobgesang und Anbetung des Allerhöchsten, dann hätten alle Völker im Namen des Namenlosen ihre Knie gebeugt. Aber seht die Christen! Da das Gesetz auf ihrer Seite ist, haben sie die Oberhand, und darum zwingen sie die Heiden, ihren Galiläer zu verehren!... Aber helfen werde ich ihnen nicht. Nationen kann ich zusammenhalten, über Bekenner aber vermag ich nichts!... Laßt uns in die Stadt gehen; in diese Sache will ich mich nicht mischen.“

Einige christliche Tribunen näherten sich Caesar, in der sichtbaren Absicht zu klagen; er aber winkte ihnen, daß sie umkehren sollten und daß er nicht mit ihnen sprechen wollte.

*

Julian hatte zu Fuß und mit seinen Philosophen Einzug in Lutetia gehalten. Generale oder andere Befehlshaber hatte er nicht mitgenommen, weil er sich nicht auf sie verließ.

In der neuen Stadt fand er das Rom der Caesaren in Miniatur. Hütten mit Strohdächern bildeten allerdings den Kern; aber da waren mehrere Tempel und Kapellen, eine Präfectur, ein Forum und ein Amphitheater. Das Forum oder der Markt war von Pfeilergängen umgeben, in denen Handelsleute und Wechsel ihre Läden aufgeschlagen hatten; und die eine Kurzseite wurde von der Präfectur gebildet, in der auch Aedil und Quaestor wohnten.

Vom Volk unbemerkt und nicht gekannt, ging der Caesar in die Präfectur. Im Vestibül sah er christliche Symbole. Das Kreuz, den Fisch, den guten Hirten und dergleichen. Das Christentum war allerdings Staatsreligion, aber der Haß des Caesars gegen alles Christliche war so groß, daß er die Bilder nicht sehen konnte. Er ging also wieder hinaus, rief den Präfecten herunter und befahl, ihm den Weg nach dem Kaiserpalast auf der linken Seite des Flusses zu zeigen.

Und dort richtete er sich ein, selbst eine einfache Kammer nehmend, die einer Mönchszelle glich.

Da er viele Umwege hatte machen müssen, seit er Byzanz verlassen, und da die Züchtigung der Franken und Alemannen Zeit gekostet, waren Briefe vor ihm

angekommen. Darunter war einer vom Kaiser, der Julian viel Kummer machte.

Die Stellung des Kaisers zum Better Julian war immer etwas zweideutig gewesen, beinahe feindlich; und jetzt nach den gewonnenen Siegen hatten Neid und Furcht den Geist des byzantinischen Despoten eingenommen. Der Brief enthielt den Befehl an Julian, die Legionen sofort zurückzusenden, da der Krieg zu Ende sei.

Julian sah die Gefahr, wenn er das wiedergewonnene Land von der Verteidigung entblöste, aber sein Pflichtgefühl und seine Rechtschaffenheit geboten ihm zu gehorchen, und ohne Zögern sandte er das Edikt des Kaisers ins Lager.

Dies geschah am Abend des ersten Tages.

*

Am folgenden Morgen war Julian mit seinem gelehrten Stab auf Wanderung hinausgegangen. Sie stiegen langsam über den Berg des Parnasses und streiften durch den Eichenwald auf der nördlichen Seite, gebahnte Wege verlassend.

Es wurde gewaltig philosophiert und disputiert. Zeit und Ort vergessend, verirrte sich die Gesellschaft immer tiefer in den Wald.

Schließlich hatten sie einen offenen Platz erreicht, wo äsende Rehe die Flucht ergriffen, und dort ließen sie sich auf seltsam geformte Steine nieder, die in einem Kreise lagen. In den Eichen über ihren Köpfen waren große grüne Büsche von andrer Farbe als die der Baumblätter zu sehen, welche sie für Vogel-nester hielten.

„Noch nie habe ich soviel Krähenester auf einmal gesehen,“ sagte Caesar.

„Das sind keine Krähenester, Hohe Gnaden,“ antwortete der Schreiber Eleazar, der als Sekretär Dienst tat. „Das ist die heilige Mistel, die auf der Eiche wächst und durch Einwirkung kosmischer Kräfte diese Kugelform annimmt, welche die Form der Erde wie die der übrigen Himmelskörper sein soll.“

„Ist das...“

„Ja, und wir scheinen in einen heiligen Opferhain eingetreten zu sein, in dem die Urgötter des Landes noch von Druiden verehrt werden, trotzdem ihr Kult verboten ist.“

„Verboten, trotzdem der Kaiser in Mailand Religionsfreiheit verkündet hat,“ fiel der Sophist Priscus ein.

Julian liebte es nicht, an diese Freiheit erinnert zu werden: durch die hatte das Christentum Freiheit erhalten, die andern Bekenntnisse zu unterdrücken. Er erhob sich, und mit ihm seine Gesellschaft, um die Wanderung fortzusetzen.

Sie hatten nach einer Weile Suresnes und seine Weinberge erreicht, wo Feigen- und Pfirsichbäume die Mauern einfaßten. Als sie auf eine Anhöhe gestiegen waren, sahen sie das ganze Seinetal vor sich liegen, mit seinen Feldern, Gärten und Villen.

„Das ist ja das gesegnete Land von Kanaan!“ brach Julian aus, von dem schönen Bilde hingerissen.

Auf der andern Seite des Flusses erhob sich der Marsberg mit seinen Tempeln und Kapellen; und wo der Bergboden entblößt war, glänzte stellenweise

der weiße Kalk, einer unendlichen Menge Zelte gleich, auf den Höhen aufgeschlagen.

Die Philosophen standen lange da und betrachteten die Aussicht, als ein Getöse zu hören war, wie bei einem herannahenden Gewitter. Doch war keine Wolke zu sehen und das Gefolge blieb fragend und lauschend stehen.

Das Getöse nahm zu und wurde zum Geschrei, Geheul, Waffengerassel.

Jetzt schien der Marsberg in Bewegung zu kommen; es wimmelte auf seinem Scheitel und blanke Blitze schossen heraus. Wie ein Fluß begann das Bewegliche und Glänzende sich den Berg hinunter zu wälzen, der Stadtseite zu.

Da verstand man.

„Das sind die Legionen, die sich empören!“ warf Maximus hin.

„Das Edikt hat gewirkt!“

„Sie suchen ihren Caesar!“

„Dann bleibt uns nur übrig, umzukehren und heimzugehen.“

Die Gesellschaft schlug den Weg längs des Flußufers ein und folgte ihm stromaufwärts, um die Legionen im Auge behalten zu können.

Immer gewaltiger stürzte der dunkle Fluß mit seinem Glimmern von blanken Waffen und Helmen.

Ihre Schritte beschleunigend, erreichten die Wanderer den Palast, in dem große Bewegung herrschte.

Julian war von Natur ein mutiger Mann, aber die Schüchternheit des Denkers machte ihn oft scheu vor öffentlichem Auftreten. Er ging darum durchs Badehaus hinein und suchte seine einsame Kammer

auf, um abzuwarten, was geschehen würde. Er wanderte im Zimmer auf und ab, in großer Unruhe, als sollte sein Schicksal eben fürs ganze Leben entschieden werden.

So kam es, was er beinahe mußte.

Rufe von der Hofseite waren zu hören:

„Ave Caesar Julianus Imperator!“

„Wir wählen Julian zum Kaiser!“

„Julian das Diadem!“

„Tod dem Constantius, dem Mörder und Weichling!“

Es gab keine Zweifel mehr! Die Legionen hatten Julian zum Kaiser ausgerufen, denn sie wollten dieses gelobte Land, dessen Eroberung ihr Blut gekostet hatte, nicht verlassen.

Julian, der nicht nach der Macht gestrebt hatte, weil er die Verantwortung fürchtete, wollte Widerstand leisten, aber Gesandte vom Heere warnten ihn:

„Wenn du die Wahl nicht annimmst, wirst du totgeschlagen!“

„Wer nicht zu herrschen wagt, der soll geknechtet werden!“

Damit war Julian Kaiser über das große Reich, das sich vom Schwarzen Meere bis zum Atlantischen Ozean erstreckte.

*

Die Nacht, die auf diesen Tag folgte, brachte der Kaiser in Nachdenken zu; und als er am Morgen nach einem Bade sich seinen Freunden zeigte, war er beinahe nicht wieder zu erkennen. Er hatte buchstäblich die Maske abgeworfen und zeigte ein neues Angesicht mit neuen Ausdrücken, beinahe neuen Zügen.

Trotzdem er rechtschaffen dachte, war Julian gezwungen worden, wie Konstantin in einer beständigen Heuchelei zu leben, da er die christliche Lehre, an die er nicht glaubte, begünstigen und ausüben mußte. Ja, er war sogar genötigt worden, die Dreieinigkeit und Christi Gottheit des nicäischen Konzils zu bekennen, Gottesdienste zu besuchen, Fasten zu beobachten. Jetzt, als er die Macht in seine Hände bekam, war das erste, seine Freiheit zu benutzen und der zu sein, der er war.

Seine erste Handlung war, die Schafe von den Böcken zu scheiden, das heißt, alle Galiläer auszuondern und sie eigene Legionen bilden zu lassen, unter dem Vorwand, die Christen könnten ihre religiösen Gebräuche dann besser ausüben. Gleichzeitig aber umgab er seine Person nur mit Heiden vom alten Stamme: Hebräern, Syrern, Persern und Skythen, mit allerhand Volk außer den Christen.

Zugleich legte er den schimmernden Purpur und das glänzende Diadem des Imperators an, schnitt und vergoldete den Bart und zeigte sich draußen nur zu Pferde und mit großem Gefolge.

Als das getan war, ging er daran, die Huldigung vom Volk entgegenzunehmen, und zu dem Zwecke beschloß er das Theater anzuwenden. Dort wollte er Aischylos' Prometheus-Trilogie aufführen, die damals noch vollständig vorhanden war.* Schauspieler brachte er selbst mit, und das Theater stand bereit. Das Gerücht hatte sich bald in der Stadt verbreitet, und wurde mit Jubel von den Heiden aufgenommen, während die Christen verstimmt wurden. Das niedrige

* Wiederhergestellt von Peladan. Deutsche Ausgabe von Emil Schering, bei Georg Müller, München.

Volk hatte allerdings Gladiatorenspiel und Tierhehen erwartet, aber eine „Komödie“ war ja immer willkommen.

Der Tag war da, und die Stadt festlich geschmückt. Das Spiel sollte vom Morgen bis zum Abend dauern, ohne Pausen für Mahlzeiten; und da der Frühling sich kalt und unbeständig gezeigt hatte, wurde man ersucht, das Kleidungsstück „Eucullus“ mitzubringen, einen römischen kurzen weiten Mantel mit Kapuze, der um so nötiger war, als das Theater unter freiem Himmel stand.

Caesar, nunmehr Augustus, fand sich zur bestimmten Zeit im Theater ein, von seinen Philosophen begleitet, die in einiger Entfernung Platz nehmen mußten, denn der Caesar saß in der Staatsloge, in die er Praefekt, Aedil und Quaestor befohlen hatte.

Er war etwas erstaunt, diese Vorsteher der Stadt dort nicht zu finden, und da der Aedil Chef des Schauspiels war, wagte man nicht anzufangen, bevor er kam.

Das Volk hatte sich erhoben, als Caesar eintrat, und viele Tribunen hatten Lebehoch gerufen; darauf aber entstand ein peinliches Schweigen, während dessen der Kaiser mit kalthertiger Neugier betrachtet wurde.

Als dieser schließlich des Wartens müde wurde, rief er seinen Sekretär, den Hebräer Eleazar, und befahl ihm, auf die Präfektur zu gehen, um die Ursache des Ausbleibens zu erfahren, zugleich aber gab er das Zeichen zum Beginne des Schauspiels.

Die Schauspieler traten ein, und am Altar nahmen sie die uralte Opferung vor, welche die Tragödie einleitete. Da nun die blutigen Opfer aus allen Religionen fortgefallen waren, sogar aus der der Juden,

nachdem der Tempel unter Titus im Jahre 70 nach Christus zerstört worden, zog sich die ungewöhnliche Handlung große Neugier zu. Die Legionäre waren ja gewohnt, Blut zu sehen, aber die Bürger der Stadt und ihre Frauen wandten sich fort, als der Bock dem Dionysos geschlachtet wurde.

Den Grund, aus dem Julian diesen Brauch von neuem einführen wollte, suchte man in seinem lobenswerten Streben, alle Religionen zu verschmelzen, indem er in den Zeremonien aller einen tieferen Sinn fand. Das Opfer war ja eine Gabe, eine Aufopferung und eine geäußerte Dankbarkeit; aber der Mystiker Maximus hatte den Kaiser auch überzeugt, daß im Blute selbst, der Quelle des Lebens, verborgene Kräfte liegen, die geistige Mächte von niedrigerem Rang anziehen. Das Menschenkind vergoß das Blut seiner Mutter bei der Geburt, und die heilige Handlung der Beschneidung sollte an die blutige und schmerzhafteste Operation der Geburt erinnern. Auf den Gräbern der Häuptlinge wurden Sklaven geschlachtet, und noch unter Julius Caesar hatten die Römer bei einer außerordentlichen Gelegenheit dreihundert Gefangene geopfert. Von diesen und ähnlichen Philosophemen erfüllt, wurde Julian auf einen Weg gelockt, der ihn ins Verderben führen sollte.

Nach der Opferung, über welche die Soldaten gelacht und die Frauen geweint hatten, begann das Schauspiel in der eigenen Sprache des Dichters. Griechisch wurde ja von allen Gebildeten gesprochen, von Palästina bis nach Gallien; aber die Ungebildeten konnten es nicht, und darum saßen die Bürger un-
aufmerksam da.

Als der Chor zum zweitenmal eintrat, kam Eleazar mit dem Bescheid zurück.

„Dies ist geschehen,“ sagte er, sich seines Auftrags entledigend. „Der Bischof von Sens, der Primas der gallischen Kirche, ist in die Stadt gekommen und hält jetzt eine Messe in der Kirche. Die hohen Beamten sind anwesend, und sie entschuldigen sich beim Kaiser; sie glaubten, er wisse, daß die Christen nie Theater besuchen, und sie berufen sich auf die Religionsfreiheit.“

Der Caesar wurde weiß im Gesicht.

„Gut! Das sollen sie mir bezahlen! Jetzt, Eleazar, Jude, sollst du dich neben mich setzen und mit mir plaudern. Die Schauspieler sind erbärmlich und ich kann ihre griechische Aussprache nicht leiden.“

Eleazar machte Einwendungen, aber der Wille des Kaisers duldet die nicht.

Der Vormittag schleppte sich hin, und als der erste Teil der Trilogie zu Ende war, schien ein Teil des Publikums davonschleichen zu wollen, aber die Ausgänge waren geschlossen, denn man wollte nicht vor leeren Wänden spielen und dem Kaiser auch nicht Geringschätzung zeigen.

Doch die Unlust des Publikums wurde immer größer, denn man war müde und hungrig. Daß der Jude in die Loge des Kaisers aufgenommen wurde, war auch unangenehm aufgefallen; nicht weil er Jude war, denn der Judenthum entstand viel später, nach den Kreuzzügen. In den ersten Jahrhunderten wurden die Juden mit den Christen verwechselt, weil man glaubte, die neue Lehre stamme aus dem Judenland und sei eine Fortsetzung der mosaischen. Darum

sah man also Eleazar nicht scheel an, sondern mehr seines einfachen Aussehens und seiner geringen Stellung wegen. Es war eine Herausforderung, am meisten aber gegen die Christen, denn der Jude war nun einmal ein Fremdling und ein Heide.

Als in dem zweiten Theile Prometheus an den Felsen festgenagelt wurde, mußte der Schauspieler an den Gekreuzigten als Vorbild gedacht haben, und er nahm wirklich dessen Stellung ein, streckte die Arme aus und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Auch das Volk begann aufmerksam zu werden, und da es die Sprache nicht verstand, auch nie die Mythologie kennen gelernt hatte, glaubte es, man spiele das Leiden Christi. Da dessen Darstellung noch nie auf die Bühne gekommen war, fiel sie unangenehm auf, so daß man halblaute Gespräche begann.

Der Kaiser war zornig und bewegte nicht einen Muskel, und wenn der ruhige Mann böse wurde, verlor er den Verstand. Es saß da in seinem Schweigen und entwarf Pläne gegen diese Barbaren, welche die Weisheit der Vorfahren vergessen hatten. Die Mittagszeit war da und die Ungeduld wurde immer deutlicher.

Da begann der Himmel sich mit Wolken zu bedecken und einige Schneeflocken fielen langsam wie weiße Federn. Die Mäntel hatten, zogen sie über den Kopf. Die Schauspieler sahen nach der Loge des Kaisers, der aber rührte sich nicht, obwohl er kein Dach über dem Kopfe hatte. Er war Krieger und durfte vor etwas so Geringem wie rauhe Witterung keine Furcht zeigen.

Jetzt begann Prometheus der Io zu weissagen von dem, der geboren werden, Zeus stürzen und Prometheus befreien solle. Die Gebildeten, Christen wie Heiden, sahen sich fragend an, als Io sprach:

Was sagst du! Ich gebäre dir den Retter!

Als da Prometheus antwortete:

Der dritte Sproß nach zehn Familien ist's!

brach ein Gemurmeln im Theater aus.

Zehn Familien, das war in runder Zahl 700 Jahre, oder gerade bis Christi Geburt, da die Zeitrechnung der Christen mit 753 begann, dem Ende der mythischen Ara, in deren Epoche das Stück spielen sollte.

Julian merkte, daß er Holz zum Feuer getragen, den Christen entgegengekommen war, ohne es zu wollen. Aischylos hatte Christi Ankunft genau aufs Jahr vorhergesagt, auch daß er Zeus stürzen werde: mehr war für die rechtgläubigen Athanasianer nicht nötig, um die Arianer, die Christi Gottheit leugneten, zu zermalmen.

Der Schnee fiel immer dichter, und es wurde schließlich ein Schneestreiben. Der Caesar war weiß, als habe er ein Leichenhemd an, rührte sich aber nicht, denn er war außer sich vor Raserei gegen sich selbst; gegen die Dämonen, die ihn verlockt hatten, dieses Stück zu wählen; gegen den Himmel, der ihn verhöhnte.

Das ganze Publikum war verschneit und disputierte über die Gottheit Christi; das niedrige Volk lachte und keifte.

Die einzigen, die gegen die Laune der Witterung geschützt waren, waren die Schauspieler unter dem

Zeltdach. Aber der feuchte Schnee war schwer; die Leinwand bog sich und riß.

Da erhob sich das ganze Publikum und lachte laut; die Schauspieler krochen aus dem Schnee hervor; die Thüren öffneten sich und alle flohen, außer dem Caesar und seinen Philosophen.

*

Julian hatte sofort, nachdem er zum Imperator ausgerufen worden, einen Gesandten an den Kaiser nach Byzanz geschickt und wartete nun auf die Antwort.

Es war gegen die Wintersonnenwende und den Jahreswechsel. Die Christen hatten damals eben angefangen, Christi Geburt zu feiern und dabei römische Sitten von den Saturnalien aufgenommen, dem Feste zu Ehren Saturns. Julian, gereizt durch den Handschuh, den die Nazarener hinwarfen, begann sich zu Widerstand und Anfall zu rüsten. Jetzt wollte er seine Macht gebrauchen, dem Heidentum zurückgeben, was ihm zukam, und den Christen zeigen, wo sie ihre Kenntnisse von den höchsten Dingen geholt hatten. Und zugleich wollte er das Heidentum christlich machen, damit dieses bei seiner Wiederkunft alle für sich gewinnen konnte.

Der alte Jupitertempel auf der Insel im Fluß, der seit langer Zeit geschlossen gewesen, wurde eines Nachts geöffnet und man sah Licht darin. Man hörte den Lärm von Hämmern und Sägen, Hacken und Mauerkeilen.

Das dauerte einige Zeit, während man in der Stadt darüber schwätzte.

Eines Nachts im Mittwinter saß Julian mit Maximus, Priscus und Eleazar im Opisthodomus, dem Priesterzimmer, hinter dem Altar im Tempel des Jupiter. Der ganze Tempel war erleuchtet, und man merkte gleich die Absicht der vorgenommenen Ausbesserungen. An der linken Pfeilerreihe war ein Ambon oder eine Kanzel, und unter der ein Beichtstuhl; ferner ein siebenarmiger Leuchter, ein Taufbecken, ein Tisch mit Schaubroten und ein Räucheraltar.

Das war Julians Versuch, die neue Lehre an die alten anzuknüpfen, Heidentum, Christentum und Judentum zu vereinigen. Heliogabalus hatte zwar auf seine rohe Art denselben Versuch gemacht, als er syrische Sonnenverehrung in Rom einführte, zugleich aber alle Götter der Welt, sogar die ägyptischen beibehielt. Doch die Christen wollten nicht mitgehen, die Juden auch nicht.

Julian liebte die Juden nicht, aber sein Haß auf das Christentum war so groß, daß er lieber der halsstarrigen Nation in Palästina aufhals, um sie gegen Christus zu erheben. Zu dem Ende hatte er Befehl gegeben, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen; und diese Angelegenheit war es, die er jetzt zuerst mit seinen Philosophen, Eleazar mitgerechnet, besprechen wollte.

„Was meint ihr also?“ beendete Julian seinen langen Vortrag über den Aufbau Hierosolymas. „Maximus soll zuerst sprechen.“

„Caesar Augustus,“ antwortete Maximus, der Mystiker. „Jerusalem ist von der Erde ausgerodet, wie die Propheten vorausgesagt haben, und sein Tempel kann nicht wieder aufgebaut werden.“

„Kann nicht? Er soll!“

„Er kann nicht! Allerdings hat Konstantins Mutter eine Kirche über Christi Grab gebaut, aber der Tempel kann sich nicht mehr erheben. Ist nicht seit Salomo die Geschichte dieser Stadt eine Geschichte der Zerstörungen Jerusalems? Sisk, Philister, Araber, Syrer, Joas, Ägypter und Chaldäer haben sie zuerst zerstört. Dann kamen Alexander, Ptolemäus und schließlich Antiochus Epiphanes, der die Mauern niederriß und eine Jupiterstatue im Tempel aufstellte. Jetzt aber merk auf: 63 Jahre vor Christus wurde Jerusalem von Pompejus erobert. Was geschah im selben Jahre nach Christus im römischen Reiche? Denke nach! . . . Pompeji, die Stadt bei Neapel, vom selben Namen wie der Eroberer, wurde 63 durch ein Erdbeben zerstört. Das war die Antwort, und der Herr Zebaoth bekriegte Jupiter=Zeus.“

„Hör mal,“ unterbrach ihn Julian, „deine pythagoräischen Zahlenspekulationen billige ich nicht. Wenn beide Ereignisse 63 vor Christus gewesen wären, dann wäre ich vielleicht überzeugt worden.“

„Dann warte, Caesar, und du sollst es werden. Nachdem Pompejus sie erobert und Cassius sie geplündert hatte, baute Herodes der Große Stadt und Tempel wieder auf. Aber bald darauf, das heißt im Jahre 70 nach Christus, wurde Jerusalem vollständig von Titus zerstört. Nur neun Jahre später begann der Berg Somma Feuer zu speien, wie er es nie vorher getan hatte, und dabei wurden Pompeji (und Herkulanum) ganz zerstört. Pompeji und Herkulanum waren Sodom und Gomorrha, und Vespasian, der vor Titus in Jerusalem gehaust hatte,

befasß einen Vergötterungstempel in Pompeji: der verschwand von der Erde. Glaubst du vielleicht, daß die Christen den Vesuv angesteckt haben, wie Nero glaubte, sie hätten Rom angezündet, 64 nach Christus?"

Julian wurde nachdenklich.

„Es waren neun Jahre dazwischen... aber sonderbar sieht es aus.“

„Ja,“ erwiderte Maximus, „aber genau im selben Jahre 70, als Titus den Tempel von Jerusalem zerstörte, brannte das Kapitol!“

„Dann sind es die Götter, die Krieg führen, und wir sind nur Soldaten!“ brach Julian aus.

Priscus der Sophist, der Wortkämpfe liebte, beschloß zu feuern, als es erlöschen zu wollen schien:

„Aber Christus hat gesagt, daß Stein nicht solle auf Stein bleiben und daß der Tempel nie wieder aufgebaut werde.“

„Hat Christus das gesagt? Gut, dann soll er zeigen, ob er ein Gott war, denn jetzt will ich den Tempel Salomos aufbauen!“

Und sich zu Eleazar wendend:

„Glaubst du an Wahrzeichen?“

„So gewiß wie der Herr lebt, so gewiß wie Abrahams Gott uns aus der ägyptischen Knechtschaft geführt und uns Kanaan gegeben hat, so gewiß wird er die Verheißung erfüllen und uns Land, Stadt und Tempel wiederschicken!“

„Geschehe dir, wie du glaubst! Der Tempel soll aufgebaut werden, wenn auch nicht in drei Tagen, wie der Galiläer meinte.“

Die Winter Sonnenwende war da und die Saturnalien begannen in Lutetia. Die Heiden hatten das Fest immer gefeiert als eine Erinnerung an das goldene Alter der Sage, das unter der Regierung des guten Saturn geherrscht haben sollte. Damals war Friede auf Erden, der Löwe spielte mit dem Lamm, die Felder trugen Ernte ohne bestellt zu werden, Waffen wurden nicht geschmiedet, denn die Menschen waren gut und gerecht. Dieses schöne Fest, das von den Römern abgeschafft worden, hatten die Christen wieder aufgenommen, die mit Christi Ankunft ein neues goldenes Zeitalter oder das tausendjährige Reich erwarteten. Jetzt aber wollte Julian den Heiden ihr Vorrecht zurückgeben und zugleich den Nazarenern zeigen, wo sie ihre religiösen Gebräuche hergenommen hatten.

Die Heiden begannen auf alte Art den Feiertag zu verkünden. Die Läden waren geschlossen und die Stadt festlich gekleidet, als man am Morgen eine Prozession aus der Basilika auf den Markt herauskommen sah. An der Spitze ging König Saturn mit dem Füllhorn, Korngarben und Tauben; ihm folgten die Tugenden Fortuna, Reichtum, Friede, Gerechtigkeit. Darauf kam ein Schauspieler, als Caesar verkleidet, und an der Hand führte der einen Gefangenen, der zu Ehren des Tages von seinen Ketten befreit worden war. Ihnen folgten Herren, die ihre Sklaven unterm Arm faßten; dann Frauen und Kinder, die aus Garben Korn für die Sperlinge der Straße ausschütteten.

Die Prozession zog durch die Straßen und fiel zuerst angenehm auf.

Dann zog man in den Tempel, wo ein Jupiter oder Zeus in der Apsis saß. Man hatte ihn so listig modelliert, daß er Gott Vater dem Schöpfer gleichen konnte, oder Moses, wie man dessen Bild jetzt anzufing darzustellen. Neben diesem und etwas unter ihm stand Orpheus als der gute Hirte mit einem Lamm auf seinen Schultern, und im Relief auf dem Sockel war sein Gang zum Hades zu sehen, von dem er mit Dike, der Gerechtigkeit, zurückkehrte, deren Namen aus Eurydike travestiert war. Das bezog sich auf die Christen direkt.

Vor dem Götterbild stand der jüdische Schaubrotstisch mit dem Brot und dem Wein; eine Erinnerung, von wo die Christen die Eucharistie oder das Messopfer her hatten. Wie zufällig wurde ein neugeborenes heidnisches Kind gebracht und in dem Becken getauft. Bei der Frage eines, dem die Rolle einstudiert war, ob die Heiden getauft wurden, antwortete ein anderer, der ebenfalls seine Rolle hatte, die Vorfahren hätten ihre neugeborenen Kinder immer gewaschen.

Das Ganze war eine Komödie, von Julian in Szene gesetzt.

Jetzt bestieg Maximus die Kanzel und gab in einer neuplatonischen philosophischen Abhandlung Erklärungen von allen Bildern, Symbolen und Sitten. Er bewies auch, daß die Heiden nie mehr als einen Gott verehrt; dessen viele Eigenschaften hatten nur in verschiedenen Verkörperungen Ausdruck gefunden. Dann verteidigte er scheinbar Christi Gottheit, wunderbare Geburt und Wunder. Wir seien ja alle von göttlicher Herkunft, da Gott uns geschaffen habe und wir seine Kinder seien. Christi Geburt ohne Vater

sei nichts Merkwürdiges, da der Philosoph Platon auch von einer Jungfrau ohne Vater geboren sei. Er unterbrach seine Predigt mit diesem Ausruf:

„Wunder! Warum sollten wir nicht an Wunder glauben, da wir an einen allmächtigen Gott glauben. Daß er allmächtig ist, bedeutet ja, daß er die Naturgesetze aufheben kann, die er gestiftet hat. Wer nicht an Wunder glaubt, ist also ein Esel!“

Die Predigt wurde von Heiden und Christen angehört. Die letztern glaubten noch nie etwas gehört zu haben, das die schwer begreiflichen Lehren so klar bewies; und die Heiden kriegten es zu hören, daß sie mit den Christen einig seien.

„Was steht also zwischen uns?“ rief Maximus aus, von dieser Eintracht und diesem Einverständnis, die im Tempel herrschten, hingerissen. „Haben wir nicht alle einen Vater, hat nicht uns alle ein Gott geschaffen! Warum hadert ihr denn, der eine gegen den andern? Haben wir hier nicht heute die Erinnerung an die besseren Zeiten gefeiert, die einst gewesen sind und die sicher wieder kommen werden, wie das Licht mit der zurückkommenden Sonne wiederkehrt; Zeiten der Versöhnung und des Friedens auf Erden, wenn niemand Herr sein wird und niemand Knecht. Hier ist kein Jude, kein Grieche, kein Barbar, sondern wir sind alle Brüder und Schwestern in einem Glauben! Darum liebet euch untereinander, versöhnt euch mit euerm Gott und miteinander, gebet euch den Friedenskuß, freuet euch, vervollkommet euch, seid eines Herzens, und der Gott der Liebe und des Friedens wird mit euch sein.“

Die Versammlung war entzückt und tränenden

Auges fielen sie einander in die Arme, drückten sich die Hände und küßten sich die Wangen.

Da wurden auf einmal eine Reihe Lichter um den Altar angezündet; das gehörte zum Ceremoniell der Saturnalien und bedeutete die Wiederkehr der Sonne; ein Brauch, der von den Christen übernommen wurde, als sie Christi Geburt oder die Weihnacht feierten.

Darauf wurden Bettler vorgeführt, und Herren wuschen ihnen die Füße. Dann wurden zwölf Sklaven an einen gedeckten Tisch gesetzt, während ihre Hausherrn sie bedienten.

Julian, der, im Opisthodom verborgen, die ganze Feier mitangesehen hatte, jubelte in seinem Innern, denn mit dieser uralten heidnischen Ceremonie hatte er die Christen zu Boden geschlagen. Darin war auch Menschenliebe und Barmherzigkeit, und beide hatte es zu allen Zeiten gegeben! Das wollte er ausdrücken, ohne es mit Worten zu sagen.

Schließlich wurden die Kinder vorgeführt und erhielten als Geschenke Puppen, theils aus Wachs, theils aus Ton.

Die Illusion war vollständig und die Christen waren wie verzaubert.

„Die Heiden sind ja Christen!“ riefen sie aus. „Warum denn Haß und Streit, wenn wir einig sind!“

Die Gefühle wogten und der Erfolg war vollständig. Das war der Sieg des ersten Tages.

Als die Christen am folgenden Tag ihr Weihnachtsfest begehen wollten, konnte das nur als eine Kopie des Festes der Heiden erscheinen.

Sieben Tage dauerten die Saturnalien und Julian, vom Erfolg berauscht, beschloß jetzt, mit dem ganzen alten Kult in all seiner schrecklichen Majestät zu kommen.

Seine Philosophen warnten ihn, aber er hörte sie nicht mehr; er mußte seine Hekatombe haben: hundert geschmückte Stiere sollten auf dem Platz vorm Jupitertempel geschlachtet werden, als ein Opfer für die alten Götter.

„Er ist wahnsinnig!“ klagte Eleazar.

„Wen die Götter vernichten wollen, den schlagen sie mit Blindheit!“

„Jetzt reißt er nieder, was er aufgebaut hat.“

Es ist schwer zu erklären, wie der hochgebildete, talentvolle und schönheitsliebende Julian auf den unsinnigen Gedanken kommen konnte, die blutigen Opfer wieder einzuführen. Das war ja schlachten oder Hinrichtung, und weder der Schlächter noch der Büttel genossen irgendwelche Achtung in der Gesellschaft. Man muß wohl glauben, daß sein Christushaß ihm den Verstand gelähmt hat, als er, in der Tracht des Opferpriesters, den ersten Stier vorführte, mit den vergoldeten Hörnern und der weißen Binde.

Nachdem er Weihrauch auf dem Altar angezündet hatte, goß er die Schale mit Wein über das Haupt des Stieres aus, stieß ihm das Messer in die Kehle und drehte es um.

Ein Entsetzen ging durch die Menge, die aber doch wie festgenagelt auf dem Platze blieb.

Als aber das Blut umherspritzte und der Kaiser den zitternden Tierkörper öffnete, um in dessen Ein-

geweiden Forschungen anzustellen, da erhob sich ein Geschrei, das zum Geheul wurde, und alle flohen.

„Apostata!“ war jetzt zum erstenmal zu hören.

Das war die Niederlage, und als die Tiere von ihren Wächtern losgelassen wurden, flüchteten sie durch die Straßen der Stadt davon.

Der Kaiser in seiner mit Blut bespritzten weißen Tracht mußte allein nach seinem Palast gehen, während sowohl Christen wie Heiden ihm ihren Abscheu zeigten.

„Seht den Schlächter!“ riefen sie.

„Apostata! Abtrünniger!“

„Wahnsinniger!“

Als Julian heimkam, war er wie versteinert, aber ohne erst die Kleider zu wechseln, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb ein Edikt gegen die Christen. Darin verbot er ihnen, zu studieren und Staatsämter zu bekleiden.

Das war der erste Schritt.

*

Am Abend desselben Tages empfing Julian einen Brief: der war vom Kaiser Constantius in Byzanz, der seine Ausrufung zum Kaiser nicht anerkannte, sondern drohte, ihm mit Heeresmacht in Gallien zu begegnen.

Das war ganz unerwartet, und Julian brach von Lutetia auf, um mit den Waffen in der Hand seinem Better entgegen zu ziehen.

Wie er jetzt gen Osten zog, kam es ihm vor, als gehe er in den Tod.

Das Glück aber warf zuerst mit dem Würfel einen Glückswurf. Constantius starb auf dem Weg und Julian war allein Kaiser.

Das nahm er für ein Zeichen, daß die Götter ihm gewogen seien und im Gefühl, daß er von den Oberen unterstützt werde, zog er in den Krieg.

Aber es war nur ein letztes Spiel von seinen Göttern. Es wird erzählt, er habe vor seinem Zuge gegen die Perser sein Schicksal erforschen wollen und zu dem Ende einen Frauenkörper aufgeschnitten, um die Weissagung in den Eingeweiden zu lesen. Das braucht nicht wahr zu sein, wie die verschiedenen Erzählungen von seinem gleich darauf eingetroffenen Tode. Eins aber ist sicher, der Galiläer siegte über Zeus, der sich nie mehr erhob.

Sicher ist auch, von christlichen, jüdischen und heidnischen Schriftstellern bestätigt, daß der Tempel von Jerusalem nie wieder aufgebaut wurde, denn als der Grund gelegt werden sollte, brach Feuer aus dem Boden, und zwar in Zusammenhang mit einem Erdbeben.

Dasselbe Erdbeben zerstörte auch Delphi, 'den Mittelpunkt der Erde' und das Zentrum für das religiöse und politische Leben von Hellas.

Eginhard an Emma

Zu Ostern anno 843 nach Christi Geburt
im Benediktinerkloster Seligenstadt am
Main geschrieben.

An meine liebe Hausfrau und jetzige Schwester
in Christo, Emma; von Eginhard, früher Sekretär
bei Karl dem Großen, jetzt Mönch in Seligenstadt
am Main.

Die Woche des Leidens ist zu Ende und die Auf-
erstehungstage sind da; der Frühling hat den Frost
aus der Erde getaut, Geist und Gedächtnis sind
erwacht und die Vergangenheit steht auf.

Gestern am Osterabend ging ich im Garten des
Klosters spazieren und dachte über meine vergan-
genen fünfundsiebzig Jahre nach; ich gedachte der
schönen Worte, die einmal in dem Gelehrtenkreis oder
der Akademie des großen Unvergesslichen fielen, als
wir mit Worten und Gedanken wie Schachspieler
spielten.

„Was ist der Mensch?“ fragte unser Lehrer, der
weiseste Alkuin, den wir Placcus nannten.

Darauf antwortete Angilbert, der Schwiegersohn
des Kaisers, der Gatte der schönen Bertha.

„Der Mensch ist der Knecht des Todes, ein flüch-
tiger Reisender, ein Gast in seiner Wohnung.“

„Ja, wahrhaftig,“ antwortete ich mir, „ein Gast;
und bald will ich mein Ränzlein packen, meine Rech-
nung bezahlen und weiter reisen.“

Ich ging am Ufer des Flusses entlang und dachte: derselbe Fluß, ewig derselbe Fluß, aber immer neues Wasser; niemals rinnt dasselbe Wasser hier vorbei. So ist das Leben, so ist der Fluß der Zeit; die Helden und Ereignisse der Geschichte, das hohe Lied der Historie, die Jahre und die Ehre, alles rinnt vorbei und vergeht.

Wollte dann die ersten Osterlilien pflücken, um sie Dir zu senden, die einst meine Gattin war, und ging zum Gärtner unten am Teiche mit den Karpfen. Wen treffe ich auf dem Fußsteig unter dem Efeu, dieser Ewigkeitspflanze, die nur von Geburt und Tod weiß, aber nicht den Wechsel der Jahreszeiten kennt? Ich treffe den letzten, der außer mir von den großen Tagen, aus des Kaisers Tafelrunde, noch am Leben ist: Thiodolf, den Goten, jetzt Bischof von Orleans.

Ich kann Dir meine Freude beim Wiedersehen nicht beschreiben, nicht meine Gefühle darstellen, als ich im Gesicht des Alten die ganze Geschichte unseres Lebens las.

Die Uhr war sechs am Abend, und nachdem wir die Vesper gesungen, hörten die Fasten auf.

Ich ließ einen großen runden Tisch im Refektorium decken, nur für uns beide allein, aber mit zwölf Stühlen und zwölf Gedecken. Aus dem Gastzimmer des Bischofs holte ich den größten Lehnstuhl, den ich mit Laub und Blumen schmückte; das war der des hochseligen Kaisers, der jetzt im Münster zu Aachen ruht, in dem Münster, den ich die Gnade und Ehre hatte, bauen zu lassen. Die andern Stühle teilten wir an die Freunde aus; zuerst kam Alkuin,

dann der Dichter Angilbert-Homerus, der Irländer Clemens, der Baier Leidrade und die andern, die Du gekannt aber vergessen hast.

Welcher Abend, welche Nacht, beim offenen Gartenfenster!

Wir sprachen natürlich von dem Großen, Unvergesslichen, und lebten sein reiches Leben in unsern Gedanken noch einmal. Wir folgten ihm gegen Longobarden und Sarazenen, gegen Ungarn und andre Slaven. Aber bei seinem dreißigjährigen Krieg gegen die Sachsen verweilten wir ungern, meist aus Ehrfurcht vor der Erinnerung an den Großen, denn er hätte nur die Waffen des Geistes in seinem Befehrszuge gebrauchen sollen.

Denke doch nur an den Frankenkönig, der unsern Freund Ansgarius zu den wilden Schweden sandte. Der hatte keine bewaffnete Männer, sondern nur Gottes heiliges Wort. Er wurde allerdings wie Paulus von Räubern geplündert, aber einmal angekommen, gewann er den König und die Ritter des Landes mit seinem milden Wesen und durch die Verkündigung des Wortes.

Dagegen verweilten wir gern in unserm Gespräch bei dem großen Weihnachtstage des Jahres 800 in Rom, als das abendländische römische Kaisertum wieder hergestellt und die Krone Germanien gegeben wurde; was Tacitus angekündigt und was Hermann im Teutoburger Wald als Märtyrer besiegelt hatte. Rom und Deutschland! Ein geistiges und ein weltliches Reich! Unerforschlich sind die Wege des Herrn!

Als wir auf den starken und milden Carolus Magnus Augustus tranken, erhoben wir uns beide,

Thiodolf und ich, und verneigten uns vor dem leeren Platz, als säße er dort leibhaftig.

Wo ist er jetzt, der selig Entschlafene? Wo ist sein großes Reich, das nur sein gewaltiger Geist zusammenhalten konnte? Was er geeinigt, ist nun durch seine Nachkommen zerstreut worden! Du weißt, nach dem letzten Vertrage zu Verdun hat das Reich Karls des Großen aufgehört zu existieren; an seiner Stelle besitzen wir nun drei: Deutschland, Frankreich und Italien. Vielleicht muß es so sein, und vielleicht kann ein einziger Mann ein so großes Reich nicht regieren. Schwer ist indessen die Einsicht, daß in der Geschichte jedes große Werk den Untergang in sich trägt, und daß die Höhen immer von der Tiefe des Falles begrenzt werden.

Bruder Thiodolf brachte beunruhigende Neuigkeiten aus Frankreich. Die Sachsen, die schließlich niedergeworfen wurden, mit ihrem gewaltigen Häuptling Widukind, sind auf eine schreckliche Rache verfallen. Sie haben nämlich dänische und schwedische Seeräuber, die Wikinger genannt werden, ins Land gelockt. Die sind den Rheinstrom hinaufgefahren, in die Seine hinein bis nach Rouen, und in die Loire hinein.

Diese Skandinaven sind Germanen, also mit uns Franken verwandt, stehen aber in näherer Verwandtschaft mit Goten, Herulern, Rugiern und Longobarden, von denen die drei letzten Völker Skandinaven sind. Odovaker, der das weströmische Reich stürzte und den letzten Kaiser Romulus Augustulus absetzte, war ein Rugier, von der dänischen Insel Rügen. Diese Männer aus dem Norden scheinen jetzt an der Reihe zu sein, die Schaubühne zu betreten, und vielleicht

sind sie gemeint mit den Völkern Gog und Magog, von denen das Alte Testament prophezeite, daß sie aus Norden kommen werden.

Wir hörten erst um Mitternacht auf, Thiodolf und ich; ergingen uns dann aber im Garten bis zur Frühmesse; denn wir konnten nicht schlafen.

Und jetzt schließe ich diesen Brief, teure Gattin, indem ich Dir selige Tage wünsche, fern von aller Unruhe der Welt. Ich selbst warte nur auf meinen Hingang, denn das Leben hat seine Lust für mich verloren, seit mein Herr und Kaiser in die große Ruhe eingegangen ist.

Grüße die Brüder und die wenigen, die noch von der Zeit des Großen leben, und sei selbst begrüßt, meine teure Emma, von Deinem toten Gatten, den Du nicht eher wiedersehen wirst, als am Tage der Auferstehung, dem großen Ostertag, an dem wir uns alle wiedersehen werden.

Bis dahin: „Seid eines Sinnes, seid friedfertig und der Gott der Liebe und des Friedens wird mit euch sein.“

Caotoon

Auf dem esquilinischen Hügel in Rom ging eines Tages im Frühling 1506 Signore de Fredis in seinem Weinberg spazieren. Die Arbeiter hatten am Tage vorher eine Grube gegraben, um Wasser zu suchen, aber keines gefunden. Herr de Fredis blieb dabei stehen und fragte sich, ob es nicht schade sei um die aufgeworfene Erde, und ob man sie nicht im Weinberg verwenden könne. Er stocherte mit seinem Stock unten in der Grube herum, um zu fühlen, wie tief die Humuserde sei. Der Stock drang ohne jeden Widerstand hindurch und fuhr bis an die Krücke in die Erde.

„Hier muß sich ein Keller unter dem Boden befinden,“ sagte er sich; dachte erst die Arbeiter zu rufen; da es aber lustiger war, die Entdeckung selbst zu machen, nahm er eine Hacke und einen Spaten und begann die Arbeit.

Zur Mittagszeit war das Loch so groß, daß er hineinkriechen konnte; da es aber kohlshwarz drinnen war, ging er erst, um eine Laterne zu holen.

Mit dem Lichte kroch er in die Erde hinunter und kam in einen gewölbten Saal. Er ging durch fünf Säle hindurch und fand keine Schätze, aber im sechsten bot sich ihm ein Anblick, der ihn erschauern ließ.

Zwei Riesenschlangen hatten sich um einen bärtigen Mann von heldischer Gestalt und seine beiden Knaben geschlungen; die eine Schlange hatte den Mann bereits in die rechte Seite gebissen, und die andre biß den einen Knaben in die linke.

Aber die Erscheinung hatte feste Formen und bestand aus pentelischem Marmor, mochte also ebensoviel Wert besitzen wie ein Schatz.

Herr de Fredis ging sofort zum Stadtpräsidenten, der ihm mit dem Aedil und einigen gelehrten Männern folgte.

Das Kunstwerk wurde ans Licht gebracht, studiert und erwies sich als der trojanische Priester Laokoon, dem Apollo zwei Schlangen auf den Hals schickte, weil er seine Landsleute vor dem gefährlichen griechischen Geschenk des trojanischen Pferdes, das ja Krieger barg, gewarnt hatte.

Das war ja keine erbauliche Geschichte, und auch keine trostreiche, da sie das undankbare Los des Propheten in dieser Welt illustrierte. Daran dachte man aber nicht, sondern das Kunstwerk wurde von den Römern als ein Zeichen der Auferstehung begrüßt, ein Andenken an die Großmacht und als eine Verheißung besserer Zeiten.

Papst Julius der Zweite kaufte den Laokoon für den Vatikan, nachdem Michelangelo erklärt hatte, es sei das größte Kunstwerk der Welt, und Herr de Fredis wurde mit einer Pension auf Lebenszeit bezahlt.

Die Ausgrabung und das Putzen nahm allerdings einige Jahre in Anspruch. Als aber schließlich das Kunstwerk soweit war, wurde es mit Blumen ge-

schmückt und in einer Prozession durch die Straßen Roms geführt, während alle Kirchenglocken eine ganze Stunde läuteten.

Als der Zug auf die Via Flaminia zog, kam grade vom nördlichen Stadttor ein Augustinermönch daher gewandert. Und vorm Triumphbogen des Hadrian stieß er auf die Volksmasse, die ihren geliebten Laokoon trug.

Der Mönch verstand nicht gleich; er fand allerdings, daß die Statue einem Märtyrer glich, konnte sich aber nicht an einen erinnern, der in der Schlangengrube gestorben war. Er wandte sich darum an einen Bürger und fragte auf Latein:

„Welcher von den heiligen Blutzegen der Kirche ist das?“

Der Bürger lachte wie über einen guten Scherz, glaubte aber nicht antworten zu brauchen.

Jetzt kam die Menge, die vom trojanischen Pferde sang und Biester auf Priester reimte. Daß es ein Priester war, den die Schlangen fasten, schien das Hauptvergnügen für den ungläubigen und die Priester hassenden Haufen zu bilden.

Der Augustiner dachte an seinen Virgil, als er das Wort Troja hörte, und als die Statue näher kam, konnte er den Namen Laokoon lesen, des wohlbekannten Apollopriesters.

„Läuten die Glocken für den?“ fragte er seinen Bürger wieder.

Der bejahte es mit einem Nicken.

„Sind die Menschen verrückt?“ fragte er von neuem; und jetzt erhielt er Antwort:

„Nein, sie sind klug, aber du bist etwas dumm, wahrscheinlich aus Deutschland.“

Der Mönch hatte am Morgen dieses Tages bei Sonnenaufgang die heilige Stadt erblickt, und war auf der Landstraße auf die Kniee gefallen, um Gott für die große Gnade zu danken, daß er schließlich den gesegneten Boden der Apostel und Märtyrer betreten durfte. Jetzt aber wurde ihm beklommen, denn er verstand nichts von diesem heidnischen Aufzug, und durch die Straßen der Stadt wandernd, suchte er nach der Scala Santa im Süden zu kommen, wo alle Pilger zuerst ihre Andacht hielten, wenn sie nach Rom kamen.

Hier auf dem Platze, neben dem Lateran, hatte Konstantins Gattin Helena die Treppe zum Palast des Pilatus aus Jerusalem aufstellen lassen, und es war Sitte, sie nur mit den Knieen, nicht mit den Füßen zu betreten.

Der Augustiner näherte sich dem heiligen Orte mit all der Ehrfurcht, die sein frommer Sinn ihm einflößte, und er erwartete in diese Ekstase zu kommen, die er vor andern Heiligtümern und Reliquien empfunden hatte, denn der Erlöser selbst hatte ja diese Marmorstufen mit schweren Schritten betreten, als er zur Verurteilung ging.

Sein Erstaunen war also groß, als er dort Straßenzungen mit Knöpfen und Steinchen spielen sah, und er konnte sich kaum beherrschen, als junge Priester angelaufen kamen und mit wenigen Sprüngen die achtundzwanzig Treppenstufen nahmen.

Er verrichtete seine Andacht auf die übliche Art,

aber ohne in die Ekstase zu kommen, die er erwartet hatte.

Darauf ging er in die Laterankirche und hörte eine Messe. Er hatte sich eine Kathedrale in dem echten gotischen Stil vorgestellt, etwa wie den Dom in Köln, fand aber nur eine Basilika oder eine römische Halle, wo man früher in der heidnischen Zeit feilgehalten und gekauft hatte, und sie sah recht weltlich aus.

Am Hochaltar standen zwei Priester vor der Epistel und dem Evangelium, aber sie lasen weder noch sangen sie; sie schwatzten nur miteinander und taten nur so, als wendeten sie die Blätter; zuweilen lachten sie, und dann gingen sie ihres Weges ohne Segen oder Kreuzeszeichen.

„Ist dies die heilige Stadt,“ fragte er sich und ging wieder auf die Straßen hinaus.

Sein Geschäft war, den Generalvikar der Augustiner in einer Angelegenheit des Klosters aufzusuchen, aber er wollte sich erst umsehen.

Und wie er ging, kam er zu einer kleinen Kirche an der äußeren Mauer. Auf dem Platze davor hielt ein Festzug mit einem Bacchus, der auf einer Tonne ritt, einer Schar Nymphen, die mehr als halbnackt auf Pferden saßen, und dahinter Satyrn, Faune, Apollo, Merkur, Venus.

Der Mönch eilte in die Kirche, um dem Greuel zu entgehen. In dem heiligen Hause aber stieß er auf eine neue Possen. Vorm Altar stand ein Esel, der ein offenes Buch vor sich hatte; unter dem Esel saß ein Priester und las die Messe. Statt Amen zu antworten, schrie die Gemeinde das wohlbekannte iah, iah, iah des Esels! Und alle Leute lachten.

Das war das klassische Esselfest, das im vergangenen Jahrhundert verboten worden, jetzt aber während des Karnevals wieder aufgenommen war.

Der Mönch verstand nicht, wo er zu Hause war; glaubte, er sei in der Hölle der Heiden. Schlimmer aber wurde es, als ein verkleideter Priester, Bacchus selbst, mit Weinsatz im Gesicht, die Kanzel betrat und einen Sermon begann, der aus Boccaccios „Dekameron“ stammte und so unanständig war, daß die Frauen ihr Gesicht in die Hände bargen. Mit einer geschickten Wendung im Vortrage ging der Bacchus-Priester zu einer Legende von Sanct Petrus über. Es fing schön wie eine Legende an, aber gleich darauf kam Petrus in eine Schenke und prellte den Wirt um die Zechen.

Der Mönch hatte alle Qualen der Hölle gelitten; dem Priester den Rücken lehrend, ließ er seine Blicke einen Pfeiler hinauf laufen, als wolle er zum Himmel klettern und um Befreiung bitten. Die Blicke blieben beim Laubwerk des Kapitäls haften, aber im Laube kroch etwas, das einer Schlange glich.

Der Mönch stürzte aus der Kirche; er hatte gesehen und verstanden, wie ein Teufel von Bildhauer aus dem syrischen Baalkult ein Phollosattribut eingeschmuggelt; ob der Pfeiler nun aus einem heidnischen Tempel stammte, oder der Bildhauer sich an dieser Mystifikation ergötzt hatte.

Er floh Straße auf, Straße ab, bis er das Kloster der Augustiner erreichte, das er suchte.

Er läutete und wurde eingelassen. Sofort ins Refektorium geführt, wo der Prior an einem gedeckten Tische präsiidierte, umgeben von Priestern, die im

Kloster zu Gaste waren, um während der Fastenzeit zu beichten und das Abendmahl zu nehmen.

Da standen Fasanen mit Trüffeln und hartgekochte Eier, Lachse und Austern, Aale und Wildschweinsköpfe, vor allem aber Wein, in Kannen und Gläsern.

„Setz dich, Mönchlein,“ grüßte der Prior. „Du hast einen Brief, gut, leg’ ihn unter das Tischtuch: iß, trink und sei fröhlich, denn morgen sollen wir sterben!“

Der Augustiner setzte sich, aber es war Freitag, und er konnte es nicht über sich gewinnen, an diesem Tage Fleisch zu essen. Es schmerzte ihn auch zu sehen, wie hier gesündigt wurde; doch es waren seine Vorgesetzten, und die Regel verbot ihm, einen Praepositus zu forrigieren.

Der Prior, der gerade mit einem besonderen Gaste gesprochen hatte, fuhr in seinem Wortschwall fort, obgleich Gespräche verboten waren:

„Ja, ehrenwerter Freund, so weit sind wir jetzt hier in Rom gekommen. Dies ist Christi Reich, wie es in der heiligen Nacht verkündet wurde: Ein Hirt, ein Schafstall! Der Heilige Vater herrscht über das ganze Römische Reich, wie es unter Caesar und Augustus war. Aber merk’ wohl auf, diese Herrschaft ist eine geistige, und alle diese weltlichen Fürsten liegen dem Statthalter Christi zu Füßen! Das ist die größte Epoche, die je gewesen ist. Ein Schafstall und ein Hirte!... Bibamus!“

Auf der kleinen Kanzel, von der sonst ein Lektor aus heiligen Büchern vorzulesen pflegte, während die Mahlzeit vor sich ging, saßen einige Musikanten

mit Flöten und Lauten. Die spielten nun eine Fankfare, und die Becher wurden geleert.

„Nun,“ fuhr der Prior fort, „was Neues in der Welt, Ihr weither kommender Wanderer?“

„Neues unter der Sonne? Ja,“ antwortete ein etwas angeheiterter Prälat; „Christoph Columbus ist gestorben und in Valladolid begraben. Starb im Elend, wie zu erwarten war!“

„Hochmut kommt vor dem Fall! Er war nicht zufrieden mit der Ehre, sondern wollte Bizetönig werden und auch Steuern erheben!“

„Jawohl, aber er ist jedenfalls nach Indien gekommen; nach Ostindien, indem er nach Westen segelte! Kann man nicht verrückt werden, wenn man das zu denken sucht. Nach Westen segeln, um nach Osten zu kommen!“

„Es ist alles etwas verrückt, aber das Schlimmste ist, daß er die verfluchte Krankheit Lues (hier flüsterte er) hierher gebracht hat; sie hat bereits den Kardinal Johann von Medici ergriffen; ihr wißt, der soll der Nachfolger des Papstes werden...“

„Was den Heiligen Vater angeht, unsern großen Julius II., so ist das ein gewaltiger Kämpfer des Herrn, und jetzt hat die Welt gesehen, wie dieses Basiliskenei Gallien ausgebrütet wurde. Denkt euch, die wollen nun auch kommen und unser Italien teilen. Als ob wir nicht genug von den Deutschen hätten!“

„Die Franzosen in Neapel! Was zum Teufel haben wir mit denen zu tun!“

Jetzt fand sich der Prior veranlaßt, auf seinen Gast, den Augustiner, aufmerksam zu werden:

„Ich, Mönchlein!“ sagte er. „Wer schwach ist, der esse Kräuter, und alles Fleisch ist Heu, ergo . . .“

„Ich esse nie Fleisch am Freitag, dem Marter- und Todestag unseres Herrn Jesu Christi!“

„Da tust du unrecht! Aber du mußt nicht so laut sprechen, verstehst du; wenn du sündigst mußt du in deine Kammer gehen und dein Maul halten! Übe dich jetzt in Gehorsam und Schweigen, den ersten Tugenden unseres Ordens.“

Der Augustiner wurde erst rot, dann ganz bleich, und die Wangen, die vorher mager waren, klebten wie feuchte Felle an den Backenknochen. Aber er schwieg, nachdem er einen Löffel Salz in den Mund genommen, um seine Zunge zu züchtigen.

„Das ist ein Makkabäer!“ flüsterte der Prälat.

„Die Klosterzucht ist im Verfall,“ fuhr der scherzhafte Prior fort; „die jungen Mönche gehorchen ihren Vorgesetzten nicht mehr, aber hier soll reformiert werden! . . . Trink, Mönch, und tu mir Bescheid!“

„Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ antwortete der Mönch.

Eine Verstimmung entstand, und der Prälat, der abends das heilige Abendmahl geben mußte, weigerte sich, mehr zu trinken.

Das verlegte aber den Prior, der den Vorwurf auf sich bezog.

„Du bist vom Lande, mein Freund, und kennst nicht die Zeit und den Zeitgeist. Du sollst eine licentia von mir haben (kostet natürlich ein Stück Geld) dann ist der Tag nicht entehrt. Ubrigens . . . panis es et esto! Hier hast du Wein und Brot . . . mit Butter

darauf! Neuen Wein, Ganymedes! Das ist mein Knabe, ich liebe Knaben. . .“

„Aber hör mal, hör mal!“ warnte der Prälat.

„Beichte du jetzt mir, dann gleicht es sich aus. Wie geht's deiner alten Johanna, oder hast du eine neue?“

Der Augustiner erhob sich, um zu gehen; da aber erwachte der Prior zur Besinnung.

„Wie hießest du doch, Mönch?“

„Mein Name ist Martin, Magister der Philosophie aus Wittenberg.“

„Ja, ja, ich danke! Aber geh noch nicht, gib mir deinen Brief!“

Der Mönch überreichte den Brief, den der Prior öffnete und durchsah:

„Der Kurfürst von Sachsen! . . . Herr Magister Martinus Lutherus, geht, wenn Ihr wollt, auf Euer Gastzimmer. Ruhet Euch dort aus bis zum Abend, dann gehen wir zusammen in die Gesellschaft bei Ghigi; dort treffen wir feine Leute, wie den Cardinal Johann von Medici; große Männer, wie Raffael und den Erzengel Michael selbst. Kennt Ihr Michel Angelo, der die neue Peterskirche baut und die Sixtinische Kapelle ausmalt? Nein, dann werdet Ihr ihn kennen lernen! Vale, frater, und schlaft gut!“

Der Magister Martin Luther ging, zu Tode betrübt, aber doch entschlossen, mehr von dem Elend zu sehen, um sich nicht in seinem Urtheil zu übereilen.

Jetzt wurden Kartenspiele vorgenommen und der Prior mischte.

„Das ist ein unangenehmer Mensch, den der Kur-

fürst uns geschickt hat. So ein Heuchler, der nicht Wein trinkt und sich vor einem Fasan bekreuzt!“

„Etwas Verhängnisvolles war an dem Manne!“

„Er sah beinahe aus wie das trojanische Pferd; und was er im Bauch trägt, weiß Beelzebub!“

*

Als Luther in seine einsame Zelle kam, weinte er des jungen Mannes grenzenlosen Kummer aus, daß die Wirklichkeit so ganz anders ist als seine Vorstellungen, und daß alles, was er zu schätzen gelernt, nur verächtlich und niedrig ist.

Er konnte aber nicht lange allein sein, denn es klopfte an die Thür, und herein trat ein junger Augustinus, der ihn mit vertraulicher Miene einlud, mit ihm Bekanntschaft zu machen.

„Bruder Martin, du mußt nicht einsam sein, sondern du mußt dein Herz teilnehmenden Freunden öffnen.“

Er ergriff Martins Hände.

„Sag' mir,“ fuhr er fort, „was dich bedrückt, und ich werde antworten.“

Luther betrachtete den jungen Mönch, und er sah wohl, daß es ein schwarzer Belscher mit flimmernden Augen war; er war aber so lange einsam gewesen, daß das Bedürfnis des Sprechens siegte.

„Was, glaubst du, würde der Herr Christus sagen, wenn er jetzt auferstände und in die heilige Stadt einträte?“

„Er würde sich freuen, daß sich seine Kirche, seine dreihundertfünfundsechzig Kirchen, auf den Grundmauern der heidnischen Tempel erheben! Du weißt,

seit Karl der Große Pfeiler und Marmor bis nach Aachen schleppte, um die Domkirche zu bauen, sind unsere Päpste ebenso zu Wege gegangen, und die Heiden und ihre Häuser wurden buchstäblich dem Herrn Christus zu Füßen gelegt. Das ist ja groß und erfreulich. Ecclesia triumphans! Würde sich Christus nicht darüber freuen? Wie schön hat nicht Innocenz III. die Idee der siegreichen Kirche formuliert, wie Plato sie genannt haben würde. Du kennst Plato — ja, der Papst hat eben für eine Handschrift des ‚Timaios‘ fünftausend Dukaten bezahlt! Innocenz sagt: ‚Sankt Peters Nachfolger hat von Gott den Auftrag erhalten, nicht nur die Kirche zu lenken, sondern die ganze Welt. Wie Gott an den Himmel zwei große Lichter setzte, hat er auch auf Erden zwei große Mächte aufgerichtet, nämlich die Papstmacht, welche die höhere ist, weil die Pflege der Seelen ihr auferlegt worden, und die Königsmacht, welche die niedrigere ist, weil der nur die Körper der Menschen anvertraut sind.‘ Hast du etwas dagegen einzuwenden, Bruder, so sag’ es!“

„Nein, nicht dagegen, sondern gegen... alles, alles was ich gesehen und gehört habe.“

„Zum Beispiel! Meinst du Essen und Trinken?“

„Ja, das auch.“

„Wie kleinlich du bist! Ich spreche von den höchsten Dingen und du antwortest mit Essen und Trinken. Pfui, Martin, du bist ein Fresser und ein Türke! Aber accipio! Unser Herr Christus ließ seine Schüler am Sabbat Aehren lesen; das war gegen das Gesetz Mose und wurde von den Pharisäern mißbilligt. Du bist ein Pharisäer. Aber jetzt will ich dich auch an

das erinnern, was der Apostel Paulus an die Römer schreibt — gerade die Römer, zu denen wir uns rechnen; vielleicht hast du als deutscher Untertan nicht das Recht es zu tun... Also Paulus schreibt: „Seht ihr auf das Außere?“

„Verzeiht, das ist der Korintherbrief.“

„Oh! Du siehst also auf das Außere!... Aber Paulus sagt weiter: „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles ist mir nützlich. Alles, was feil ist auf dem Fleischmarkt, das esset, ohne zu forschen, auf daß ihr das Gewissen verschonet. Denn die Erde ist des Herrn, und alles, was darinnen ist.“ Das sind klare Worte, und ihre Gesinnung würde ein Franzose large nennen. Du aber kommst wie ein Pharisäer her und willst Vorgesetzte um Nichtigkeiten strafen; und Menschenfahrungen sind dir mehr als Gottes Gebot. Pfui, Martin, erinnere dich an deine eigenen Worte: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen! Du hochmütiger Buchstabenknecht, du solltest Paulus lesen du!“

Luther war noch nicht so zu Hause in den heiligen Schriften, denn im Kloster hatte er Corpus juris, Aristoteles, Virgil und Plauti Komödien studiert, auch war er nach seinen schweren inneren Kämpfen etwas verzagt; darum blieb er die Antwort schuldig, während der Zorn in ihm kochte.

„Hast du noch eine Frage an mich?“ fing der Augustiner wieder an, mit einer gemachten Teilnahme, die Luther noch mehr reizte. „Ich kann es verstehen, daß unsere Volksitten dich als Fremdling verlegt haben. Jedes Land hat seine Sitten, und wir feiern unsern römischen Karneval damit, daß

wir die toten Götter der alten Heiden lächerlich machen... wenn man sie Götter nennen kann! Ich vermute, daß ihr in Deutschland dasselbe tut, wenn auch auf eine plumpere Art! Darein mußt du dich finden. Was das Eselstest betrifft, so hatte das ursprünglich eine schöne Bedeutung, da das arme Tier mit dem Auftrage beehrt wurde, unsern Erlöser und seine Mutter ins Aegyptenland zu tragen. Aber, wie du weißt, alles Große und Schöne muß ja vom Pöbel in den Staub gezogen werden. Können wir dafür?... Kann ich dir irgend einen Dienst leisten? Wünschst du etwas?"

„Nichts! Aber ich danke dir! Danke!"

Luther war wieder allein, und die Hölle des Zweifels war wieder losgelassen. Der Mann hatte ja von seinem Standpunkt aus Recht gehabt, und er hatte seine Behauptungen mit Vernunftgründen und mit Paulus bekräftigt. Aber sein Gesichtspunkt war falsch; da lag es. Wie konnte man also seinen Gesichtspunkt ändern. Das konnte nur der Glaube durch die Gnade tun! Also nicht Menschenwerk!

Darauf begann sein grübelnder Geist, der in der Dialektik des Aristoteles erzogen war, den Gesichtspunkt des Widersachers zu untersuchen.

Ein barmherziger, liebevoller Gottvater konnte wohl über die Torheiten und Schwächen der Menschenkinder lächeln, warum sollten nicht auch wir es tun können? Warum sollten wir strenger sein? Solange wir hier im Fleisch wandern, müssen wir fleischlich gesinnt sein, was nicht hindert, daß der Geist das Seine bekommt.

Sagte Paulus nicht selbst: „So halten wir nun

dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“

Jawohl, aber waren diese Schlemmer und Knabenschänder wirklich gläubig? Der Prior hatte ja das Sakrament gelästert, für Geld dem Prälaten Beichte und Abendmahl erlassen. Das waren heidnische Unwesen und satanische Greuel!

Allerdings, aber der Glaube war eine Gnadengabe, und wenn diese die Gnade nicht erhalten hatten, so waren sie unschuldig.

Doch es waren verstockte Sünder!

Darauf antwortete wiederum Paulus: „Der Herr nimmt auf, wen er will, und verstockt, wen er will.“ Hatte Gott sie verstockt, wie er Pharaos Herz verstockte, dann waren sie doch unschuldig; und waren sie ohne Schuld, warum wagten wir zu richten und zu verdammen?

Ein Mühlrad ging ihm im Kopfe herum, und er schalt den Aristoteles, den Heiden, der ihn in seiner Jugend verführt und gelehrt hatte, über einfache Wahrheiten zu grübeln; und er fühlte, daß auch Paulus nicht helfen konnte, da er einmal so lehrte, einmal so!

Bermahlen warf er sich auf den Betschemel nieder und bat Gott, ihn aus dieser Welt von Lug, Trug und Irrtum fortzunehmen; man war ja in dieser Welt von Finsternis umgeben, ohne ein Licht anzünden zu können; man wurde ja in diesem Leben zum Kampfe getrieben, ohne Waffen erhalten zu haben.

Und er betete und kämpfte bis zum Abend.

Da kam der Prior und holte ihn.

„Mein Sohn,“ sagte er, „mein lieber Bruder; du mußt mit der Religion nicht buhlen und sie nicht als Handwerk oder Laster üben. Du mußt das Leben leben, es als Melodie nehmen, während die Religion wie eine leise Begleitung nebenher geht. Alltags Arbeit, Sonntags Ruhe und Fest! Wenn du aus dem Alltag einen Sabbat machst, so sündigst du! . . . Komm, jetzt werde ich dir Rom zeigen!“

Martin folgte, aber widerwillig. Die Straßen waren erleuchtet, und die Menschen ergözten sich an Tanz, Musik und Gaukelspiel.

„Du mußt wissen, wohin wir gehen,“ sagte der Prior. „Dieser Agostino Ghigi ist ein Bankier, beinahe ebenso reich wie das Haus Fugger in Augsburg, und er besorgt die Geschäfte des Papstes. Daneben ist er ein Mäcen, der die schönen Künste ermuntert; besonders beschützt er unsern Raffael, der eben in Ghigis Villa große schöne Bilder gemalt hat, die wir jetzt besehen wollen.“

Sie erreichten den Tiber, folgten dem rechten Ufer, gingen über eine Brücke und standen vor einem Garten, der von Marmorpfeilern und einem vergoldeten Eisenstaket eingehegt war. Es war Abend, und der Garten war mit Laternen erleuchtet, die an den Zweigen der Orangenbäume hingen und die reifen Früchten so beschienen, daß sie wie Gold glänzten. Weiße Marmorstatuen waren zwischen den dunkelbelaubten Bäumen aufgestellt; Wasserkünste mit wohlriechendem Wasser spielten; in Gebüsch sah man Gruppen schöner Damen und ihrer Cicisbei; ein Sänger sang in einem Gebüsch zur Laute, und in einem andern las ein Dichter seine Gedichte vor.

Aber mitten unten im Park lag die Villa, die der des Mäcenat in den Sabiner Bergen oder Ciceros Tusculum glich, und sie war mit den Götterbildern der Heiden geschmückt. Die Türen standen offen und Musik klang heraus.

„Hier wird man dem Wirt nicht vorgestellt, denn er liebt die Freiheit,“ sagte der Prior; „darum lasse ich dich jetzt allein, und du mußt dir selbst Bekanntschaften suchen: Überraschungen sind ja immer angenehm!“

Luther war allein, und unschlüssig ging er nach rechts, wo sich eine Flucht erleuchteter Zimmer zeigte. Gäste saßen in allen Zimmern, tranken und plauderten; niemand aber wurde auf den armen Mönch aufmerksam, der ungestört die Gespräche anhören konnte.

Im ersten Zimmer hatte sich eine Gruppe um einen Mann versammelt, der Exemplare eines gedruckten Buches verteilte, in dem man gierig blätterte.

„Hylacomylus? Ist das ein Pseudonym?“ fragte einer.

„Das ist ein Buchdrucker Waldseemüller in Saint-Dié.“

„Cosmographiae Introductio, eine Beschreibung der neuen Welt!“

„Endlich wird man Bescheid erhalten über diese Fabeln des Columbus . . .“

„Columbus fährt nicht mehr.“

„Columbus ist zur . . . Hölle gefahren! Jetzt ist Amerigo Vespucci an der Reihe.“

„Ein Florentiner, also ein Landsmann.“

„Columbus war doch Genuesser!“

„Seht ihr, Rom beherrscht die Welt, die bekannte und die unbekannte! Urbs ist Urbs! Und heute könnt ihr alle Völker der Welt beim Römer Thigi treffen. Ich habe sogar Türken, Mongolen, Dänen und Russen heute abend hier.“

„Den Türken möchte ich sehen! Ich liebe die Türken, am meisten, weil sie das verfaulte Byzanz in die Luft gesprengt haben, das sich Ost-Rom zu nennen wagte! Jetzt gibt es nur ein Rom!“

„Wißt ihr, daß unser Heilige Vater (wenn er Ansprache erhebt, heilig zu sein) mit Bajazet über Hilfe gegen Venedig unterhandelt.“

„Ja, aber das ist zu teuflisch! Wir müssen doch wenigstens so tun, als seien wir Christenmenschen.“

„So tun, ja; denn ein Christ bin ich nicht, und ihr auch nicht!“

„Muß man eine Religion haben, so wäre es die Muhameds! Gott ist einer! Das ist die ganze Theologie. Ein Stück Matte zum Beten, das ist die ganze Liturgie . . .“

„Ein Waschbecken gehört dazu . . .“

„Und ein Harem . . .“

„Köstlich ist es jedenfalls mit unserer Religion bestellt! Liest man ihre Geschichte, so ist es die Geschichte vom Verfall des Christentums . . . und das ist immerzu verfallen, eintausendfünfhundert Jahre seit den Tagen der Apostel, bald muß es wirklich verfallen sein!“

„Und liest man die Geschichte des Papsttums, so ist es auch dort nur Verfall!“

„Nein, seid still,“ sagte ein fetter Kardinal; „ihr könnt den Papststuhl wohl stehen lassen, bis ich mich habe darauf setzen können!“

„Nach einem Borgia würde es uns gut kleiden, einen Medici wie dich zu bekommen, und zwar einen Sohn von Lorenzo dem Prächtigen.“

„Werden die Kardinäle nicht tanzen?“ fragte der, der Ehigi selbst sein mußte.

„Doch, aber nach dem Souper, im Pavillon und hinter verschlossenen Türen,“ antwortete der Medici, „und nachdem ich den roten Hut aufgehängt habe.“

Luther hatte aus dem Zusammenhang so viel verstanden, daß er die Vertreter der höchsten Priesterschaft gesehen und gehört hatte, und daß der Fette Johannes von Medici war, der Kandidat für den Papststuhl.

Er ging schnell durch mehrere Zimmer, in denen halbnackte Frauen berauscht auf den Knien ihrer Liebhaber lagen.

Schließlich kam er in den großen Festsaal. Dort standen Gruppen von allen Völkern der Welt, Gesandte und Pilger, die das Antlitz gegen die Decke erhoben hatten und die Gemälde bewunderten.

Luther folgte ihrem Beispiele, während er ihre Worte anhörte:

„Das ist ja, als sehe man den Himmel an; man muß sich auf den Rücken legen.“

„Ich kenne nichts Schöneres als einen Sonnenaufgang und ein nacktes Weib!“

„Seht ihr, Gott Vater sitzt selber dort und kost die kleine Psyche!“

„Das mag noch hingehen, aber dort küßt er den Knaben Amor!“

„Der göttliche Raffael!“

„Welches Glück, daß Savonarola verbrannt ist, sonst hätte er auch diese Malereien verbrannt!“

Beim Namen Savonarola erwachte der ernste Mönch aus dem Rausch der Sinne, in den ihn die schönen Malereien gebracht hatten, und er stürzte in die Nacht hinaus.

Savonarola, der letzte Märtyrer, der das Christentum zu retten versuchte und deshalb verbrannt wurde. Alle wurden verbrannt, die Christus dienen wollten. So wurde man aufgemuntert! Wie konnte man da verlangen, daß die Menschen glauben.

Sein Kummer aber war doppelt, denn dieser Maler, der den Namen eines Engels trug und wie ein Engel aussah, er malte Zeus und nackte Frauen! Nichts hielt, was es versprach, alles war Staub und Asche. Vanitas!

Aber dieses Heidentum, das aus der Erde stieg, was wollte es? Dante, der göttliche, hatte einen römischen heidnischen Poeten, Virgil, zum Begleiter durch die Hölle gewählt, und ein schönes Mädchen zur Gesellschafterin gen Himmel! Das war ja Torheit und Lästerei!

Das Ende der Welt nahte, denn der Antichrist war gekommen und saß mitten in Rom! Aber ein Antichrist hatte immer auf dem Papststuhl gesessen, der darum von Übel war; denn Paulus hatte gelehrt, daß in Christi Gemeinde wir alle Priester sein und ein Priestertum bilden sollen . . .

So erreichte er wieder seine Zelle, in deren Einsamkeit er sich und seinen Gott wiederfand.

*

Am folgenden Morgen ging er hinaus, um die Peterskirche aufzusuchen, und den Vatikan, der nach der Päpste Rückkehr aus Avignon Residenz geworden war.

Da er die Stadt nicht kannte, geriet er aufs Forum. Dort waren viel Truppen zur Musterung versammelt, und auf einem großen schwarzen Hengst saß ein alter Mann, der vom Kopfe bis zur Zehe in Eisen gekleidet war. Vor ihm defilierte das Heer, und er schien der Feldherr zu sein.

„Er sieht wie ein Rabbiner aus,“ sagte ein Bürger, „und er zählt jetzt wohl seine fünfundsiebzig Jahre.“

„Ich finde, er ist dem Propheten Muhamed ähnlich! Und er fing auch als Kaufmann an . . .“

„Hat ja den Papststuhl gekauft . . .“

„Das mag noch hingehen! Als er aber Karl VIII. mit den Franzosen nach Neapel rief, da war er ein Landesverräter. Jetzt zieht er gegen Venedig, und führt die Truppen selbst . . .“

„Und erwartet Hilfe vom Türken.“

„Sie sollten mit dem Türken nicht spielen! Er steht bereits in Ungarn und zielt auf Wien!“

„Wir haben die Kreuzzüge vergessen, und Duldsamkeit ist sehr schön . . .“

„Ja, sie unternahmen ja schließlich einen Kreuzzug gegen die christlichen Albigenser, während sie sich um die Gunst der Muhamedaner auf Sizilien bewarben . . .“

„Die Welt ist ein Irrenhaus . . .“

Das war also der Papst Julius II. der das Ungeheuer Alexander VI. Borgia bekämpft hatte und jetzt als Heerführer gegen Venedig zog. Sein Reich war ganz deutlich von dieser Welt, und Luther verlor alle Lust, um eine Audienz nachzusuchen.

Er ging jetzt nach dem leoninischen Stadtteil hinunter, wo die neue Peterskirche gebaut werden sollte, auf dem Boden der niedergedrungenen, die wiederum auf Neros Zirkus gefolgt war, in dem die ersten Märtyrer den Tod erlitten.

Er fand den Bauplatz von einem eisernen Zaun gesperrt; aber am Eingange standen zwei Dominikaner und ein Zivilist, der einem Kontoristen glich. Zwischen sich hatten sie einen großen eisernen Kasten, und die Mönche schrien die Vergebung der Sünden für so und so viel aus. Alle, die eintreten und sich den Bau ansehen wollten, warfen dem Kontoristen Geld zu, der es zählte und aufschrieb, denn er war vom Haus Fugger angestellt, das den Ablass in Entreprise genommen hatte.

Luther wollte sehen, und ohne zu überlegen, gab er einige Silberstücke hin. Als Quittung erhielt er ein Papier, auf dem die Formel für die Vergebung einiger kleiner Sünden stand.

Als er das Papier gelesen hatte, gab er es zurück und brach los:

„Vergebung der Sünden kaufe ich nicht, aber den Eintritt bezahle ich gern.“

Er trat auf den Bauplatz, bemerkte aber jetzt, daß ihm der dunkeläugige Augustiner folgte:

„Bist du unzufrieden, Bruder,“ sagte der; „meinst du, daß man Vergebung der Sünden kauft? Wer hat

das gesagt? Weißt du nicht, daß das bürgerliche Gesetz Geldstrafe für Vergehen festsetzt? Warum soll das kirchliche Gesetz nicht dasselbe tun? Sag' mir einen Grund! . . . Pfui, wie du sprichst! . . . Kauft? Du gibst Geld fort; dadurch beraubst du dich einiger Genüsse! Statt Wein und Weiber zu kaufen, schenkst du dieses Geld der Kirche. Gut! Damit hast du auf die Sünde verzichtet, mit der du dich sonst befleckt hättest! . . .“

„Wo lernt ihr solche Sprache?“

„Wir lernen hier in den Schulen denken, siehst du, wir lesen Cicero und Aristoteles.“

„Lest ihr auch die Bibel?“

„Ja gewiß! Die Epistel liegt stets neben dem Evangelium auf dem Pulte des Altars! . . .“

„Versteht ihr auch, was ihr lest?“

„Jetzt bist du unhöflich, Martin, aber du bist auch hochmütig, und das mußt du nicht sein! . . . Sieh dir jetzt die neue Kirche an. Das ist allerdings nur das Fundament, aber wir gehen hier in die Hütte zum Baumeister, dort können wir die Zeichnungen sehen.“

In einem kleinen Pavillon waren die Zeichnungen aufgehängt, und gegen ein neues Eintrittsgeld kamen sie hinein.

„Nun, was sagt mein kritischer Bruder?“

„Das ist ja ein römisches Badehaus,“ antwortete Luther nach einem Blicke. „Caracallas Thermen, glaube ich! Ein Heidenhaus also!“

„Ja, wenn man so will, aber alles ist heidnisch, wenn auch getauft. Die Heiden waren nicht so dumm! . . .“

„Ich will nicht mehr sehen!“

„Doch, du mußt zwei große Männer dort im Bau sehen, ehe du gehst!... Der große Mann mit dem Mosesbart, das ist Michel Angelo, und jener schmale Jüngling mit dem langen Hals und den weiblichen Zügen, das ist Raffael...“

„Ist das Raffael?“

„Ja, er sieht wie ein Engel aus, aber es ist nicht so gefährlich. Er ist ein sehr guter Mensch; man denkt ihn zu verheiraten... aber er will nicht, denn er strebt nach einem Kardinalshut, den man ihm versprochen hat...“

„Kardinalshut...“

„Ja, sein Sinn geht aufs Geistige, wenn er auch weltliche Dinge malt...“

„Ich erinnere mich, aber ich will's vergessen.“

„Hör mal, Martin!“ fiel da der Augustiner mit einer beleidigenden Vertraulichkeit ein; „wenn du einmal von hier fort gehst, wenn du nach Hause kommst, so vergiß nicht, die Zunge im Zaum zu halten! Denke an das, was ich dir sage: Du hast Augen und Ohren, die dir folgen, wohin du gehst, und wo du's nicht glaubst!“

„Wenn der Herr mit mir ist, was können die Menschen mir tun?“

„Bist du sicher, daß der Herr mit dir ist? Kennst du seine Wege und seinen Willen? Du allein? Kannst du seine Meinung deuten, wenn er spricht?“

„Ja, das kann ich! Denn ich höre seine Stimme in meinem Gewissen! Und weiche jetzt von mir, Satan, oder ich bete, daß der Blick des Himmels dich trifft!... Ich kam hierher als ein gläubiges Kind, aber ich gehe fort als ein gläubiger Mann, denn deine

Zweifel haben nur meine stillen Antworten hervorgerufen, die du nicht gehört hast, die du aber einmal hören wirst! Savonarola habt ihr getötet, aber ich bin jung, ich bin stark, und ich werde leben! Merk' dir das!“

*

Luthers Aufenthalt in Rom dauerte nicht lange. Aber er benutzte die Zeit, um hebräisch zu lernen, und besuchte die Vorlesungen des Juden Elia Levi Ben Ascher, genannt Bachur oder Elias Levita.

Dort traf er den Beschützer des Juden, den Kardinal Biterbo, und viele andre Berühmtheiten, denn die morgenländischen Sprachen waren damals in Mode, nachdem die Türken sich in Konstantinopel festgesetzt hatten.

Und Luther genoß die Freundschaft des alten Juden, denn Elias war der einzige „Christenmensch“, den er in Rom fand. Schade, daß er unter dem Geseze lebte und nicht das Evangelium kannte, aber er verstand es nicht besser.

Old Merry England

Kardinal Wolseys Rudergaleere stieß von der Towerbrücke der Themse ab, unterhalb der eisernen Pforte.

Sie leuchtete in Gold und Rot; Flaggen und Wimpel wehten im schwachen Winde. Der rote Kardinal saß auf dem Achterdeck, von seinem kleinen Hof umgeben; den großen hatte er zu Hause gelassen, in Yorks Palace, dem späteren Witthell. Sein Gesicht war rot, sowohl vom Widerschein der roten Tracht, wie vom Wein, denn er hatte Mittag beim König Heinrich VIII. im Tower gegessen; und auch von der neuen französischen Krankheit, die sehr in Mode war, wie alles Französische.

Er war auch froh, denn er hatte neue Beweise von der Gnade seines Königs erhalten.

An seiner Seite stand der Sekretär Thomas Cromwell.

Beide waren Emporkömmlinge. Wolsey der Sohn eines Schlächters, Cromwell der eines Schmiedes; und das war wohl eine der Ursachen ihrer Freundschaft, wenn auch der Kardinal zwanzig Jahre älter war.

„Das ist ein gesegneter Tag,“ jubelte Wolsey und warf die Blicke zum Tower hinauf, der noch Residenz war, aber eben aufhören sollte, es zu sein. „Ich bekam

den Kopf des Buckingham, dieses Narren, der ein Recht auf die Krone nach Heinrich VIII. zu haben glaubte . . .“

„Wer soll die Krone nach Heinrich VIII. erhalten, da kein männlicher Erbe da ist und keiner erwartet wird?“

„Dafür werde ich schon sorgen! Katharina von Aragonien ist krank und alt, aber der König ist jung und stark . . .“

„Denk' an Buckingham,“ sagte Cromwell; „es ist gefährlich, an die Thronfolge zu rühren!“

„Schäme dich! Ich habe das Schicksal Englands so lange geleitet und leite es auch weiter.“

Cromwell merkte, daß es Zeit war, den Gegenstand zu wechseln.

„Ein Segen ist es, daß der König aus dieser Festung herauskommt; es muß ihn schwermütig machen, Wand an Wand mit Gefängnissen zu wohnen und das Schafott von seinen Fenstern zu sehen . . .“

„Sag' nichts Böses von unserm Tower! Das ist ja eine Biblia pauperum, eine illustrierte englische Geschichte; von den Römern, König Alfred, Wilhelm dem Eroberer und den Kämpfen der Rosen. Ich war vierzehn Jahre alt, als England bei Bosworth vollendet und der dreißigjährige Krieg der Rosen durch Lancasters Heirat mit York beigelegt wurde . . .“

„Mein Vater pflegte von dem Ende des hundertjährigen Krieges mit Frankreich zu erzählen, der im selben Jahre zu Ende ging, in dem Konstantinopel von den Türken genommen wurde, nämlich 1453 . . .“

„Ja, alle Länder sind mit Blut getauft, das ist das Sakrament der Beschneidung! Du weißt nicht,

daß die Apfelbäume nach Blutdung am meisten Früchte tragen...“

„Doch, das weiß ich, mein Vater pflegte immer Abfall vom Schlachten an den Wurzeln der Obstbäume einzugraben...“

Hier hielt er inne und errötete, denn er hatte sich versprochen. Man durfte nämlich in der Anwesenheit des Kardinals niemals von Schlachten oder dergleichen sprechen, denn er wurde vom Volke gehaßt und manchmal Schlächter genannt. Cromwell war jedoch über Mißtrauen erhaben, und der Kardinal nahm es nicht übel, sondern rettete die Situation.

„Ubrigens,“ fuhr er fort, „mein Geschenk wurde vom König gut aufgenommen; Hampton Court ist auch ein Kleinod; hat den Vorteil, Richmond und Windsor nahe zu liegen, kann sich aber natürlich mit Yorks Palace nicht messen.“

Die Galeere wurde den Fluß hinaufgerudert, an dessen Ufer die vornehmsten Gebäude standen, die es damals gab. Zollhaus und Warenmagazin zogen vorbei, Fischmarkt und Fischerhafen; die Spitzen von Guildhall oder dem Rathaus; Blackfriars, das Kloster, die alte Kirche von Saint-Paul; Temple, das frühere Haus der Tempelherren, das jetzt Justizgebäude war; das Krankenhaus Saint-James, das dann von Heinrich VIII. eingeزogen und eine Residenz wurde.

Schließlich langten sie bei Yorks Palace (Whitehall) neben Westminster an, wo der Kardinal und päpstliche Legat, der Erzbischof von York, der Großsigelbewahrer Wolsey mit seinem Hofe wohnte, der bis an achthundert Personen umfassen mochte, die Hofdamen mitgezählt.

Und dort flogen sie ans Land, nach einem gleichgültigen Gespräch, denn der Kardinal sprach am liebsten über Bagatellen, wenn er große Eier brütete, und das größte, auf dem er jetzt saß, war die Kandidatur zum Papststuhl.

*

Der Schatzmeister und das Mitglied des Geheimen Rates, Thomas More, saß in seinem Garten in Chelsea oberhalb Westminster. Er korrigierte Druckbogen, denn er war ein großer Gelehrter und schrieb über alle Fragen der Zeit, religiöse und politische, obwohl er eigentlich ein Mann des Friedens war, der hier draußen in der Vorstadt mit seiner Familie ein Idyll lebte.

Er war festtäglich gekleidet, obwohl er zu Hause und bei der Arbeit saß, und er zeigte Unruhe, indem er dann und wann nach der Thür sah, denn kein Geringerer als der König hatte seinen Besuch in der frühen Morgenstunde angemeldet. Und er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich es war, sich mit dem König einzulassen und dessen Geheimnisse zu erfahren. Der Herrscher hatte nämlich die schlechte Gewohnheit, um Rat zu bitten, den er nicht befolgte, und Geheimnisse mitzutellen, deren Kenntniss den Kopf zu kosten pflegte. Das Allergefährlichste war, den Beruf als Vermittler zu übernehmen, denn dann geriet man zwischen zwei Mühlsteine.

Aufs Schlimmste gefaßt, suchte er sich bei der Lektüre seiner Bogen ruhig zu stellen; seine Anstrengungen waren aber vergebens.

Er erhob sich und begann auf dem Gartenweg hin und her zu gehen, warf alle möglichen Fragen auf,

weshalb der König kommen könnte, suchte Einsprüche zu beantworten, Argumente zurückzuweisen, allzu scharfe Ansichten auszugleichen, ohne anzustoßen, denn der König war allerdings ein gelehrter Ritter, der Kenntnisse achtete, aber er war von Natur ein Wilder, der sich mit der Geißel der Religion zu zähmen suchte, ohne daß es ihm jedoch gelang.

Getrappel von Pferden und Gerassel von Waffen war zu hören, und der Schatzmeister eilte mit der Mütze in der Hand nach der Gartentür, wo der König bereits vom Pferde gesprungen war; mit einer Mappe in der Hand stürzte er seinem Freunde entgegen.

„Thomas,“ begann er ohne Umschweife, „nimm und lies! Er hat geantwortet! Wer? Luther natürlich! Er hat geantwortet auf meine ‚Babylonische Gefangenschaft‘, der Mann mit dem stinkenden Geist und dem verfluchten Vorhaben. Nimm und lies, und sag’ mir dann, ob du schon so etwas gehört hast!“

Thomas nahm einen gedruckten Sendbrief.

„Und dann sagt dieser Satan von einem Lügner, ich habe meine Schrift nicht selbst geschrieben! Nimm und lies und gib mir dann einen Rat!“

Thomas nahm und las Luthers Antwort auf Heinrichs Angriff. Aber er las leise, und zuweilen fiel es ihm schwer, ernst zu bleiben, obwohl der König die Augen auf sein Gesicht heftete, um seine Gedanken zu erspähen.“

„Es geht mich nichts an — stand da unter anderm — ob König Heinz oder Kunz, der Teufel oder die Hölle selbst, dieses Buch gemacht hat. Wer lügt, ist ein Lügner, darum fürchte ich mich nicht. Wohl kommt es mir vor, als habe König Heinrich eine Elle grobes

Zeug oder zwei dazu gegeben, und der giftige Bube Leus (Leo X.), der gegen Erasmus geschrieben, oder auch einer seinesgleichen, die Rutte zugeschnitten und sie mit Futter versehen. Aber ich will ihnen damit helfen, daß ich sie bügeln und Schellen daran hänge, so Gott will.“

Thomas fühlte, daß er etwas sagen müsse oder den Kopf verlieren würde, darum sagte er:

„Das ist unerhört! Das ist ganz... unerhört!“

„Fahre fort!“ schrie Heinrich.

(Die übrigen sechs Sakramente schiebt er auf), „denn es liegt mir auf dem Halse, die Bibel ins Deutsche zu übersetzen, und ich kann mich deshalb nicht länger mit Heinzens Dreck befassen.“

Thomas war nahe daran, vor Lachlust zu ersticken, aber er fühlte das Schwert über seinem Kopf und fuhr fort:

„Aber ich werde dem giftigen Lügenmund und Lasterer König Heinz einmal eine vollständige Antwort geben und ihm das Maul stopfen... Darum denkt er sich an den Papst zu hängen und vor ihm zu heucheln... darum jucktet einer den andern, wie Maulesel sich untereinander jucken...“

„Nein, Sire,“ unterbrach sich More, „ich kann nicht mehr; es ist Majestätsbeleidigung, das zu lesen!“

„Ich werde lesen,“ sagte der König und riß die Schrift an sich:

„Ich besiege und troße Papisten, Thomisten, Heinrichen, Sophisten und allen Schweinen der Hölle!“

„Er nennt uns Schweine!“

„Das ist ein verrückter Mensch, den man mit

einem Zaunpfahl erschlagen, im Walde mit Bluthunden jagen müßte...“

„Ja, das müßte man! Aber kannst du dir denken, dieser Schurke gibt sich für einen Propheten und Diener Christi aus!... Und er hat sich mit einer Nonne verheiratet: das ist ja Blutschande! Man hat es ihm aber auch gegeben! Der Kurfürst von Sachsen hat ihn verlassen und keiner von seinen sogenannten Freunden kam auf die Hochzeit...“

„Was will er denn? Was lehrt er denn Neues? Rechtfertigung durch den Glauben. Wenn man nur glaubt, darf man leben wie ein Schwein!...“

„Und die Abendmahlslehre! Die Kirche sagt, die Gnadenmittel verwandeln sich durch die Weihung, aber dieser Materialist sagt: es ist Christi Leib und Blut, ist! Dann ist ja das Brot auf dem Felde und die Traube im Weinberg bereits Christi Leib und Blut. Das ist ja ein Esel! Und die Welt ist verrückt!“

„Und der Ablass!... Gratis sündigen!... Sire, erlauben Sie mir, einige Reihen zu lesen, die ich als Antwort geschrieben habe, nicht auf diese, aber auf seine andern Dummheiten, nur einige Zeilen, die sich noch vermehren werden!“

„Lies! Ich höre, wenn du sprichst, denn ich habe gelernt zu hören, und darum weiß ich etwas!“

Der König warf sich rittlings auf einen Stuhl, als wolle er auf seinen furchtbaren Feind losreiten.

„Hochwürdiger Bruder,“ las More; „Bruder, Vater, Trinker, Flüchtling des Augustinerordens, des weltlichen und geistlichen Rechtes tölpelhafter Bacchant, der heiligen Theologie ungelehrter Lehrer.“

„Gut, Thomas! Theologie kann er nicht!“

„Und auf folgende Weise hat er sein Buch gegen den Verteidiger unseres Glaubens, König Heinrich, zusammengestellt:

Er versammelte seine Stallbrüder und trug ihnen auf, allerhand Schmähungen und Schimpfworte aufzusuchen, jeder auf seinem Gebiet. Der eine besuchte Fuhrleute und Kahnfahrer; der andre Bade- und Spielhäuser; der dritte Rasierstuben und Kneipen; der vierte Mühlen und Hurenhäuser. In ihren Notizbüchern schrieben sie das Frechste, Schmutzigste und Gemeinste auf, was sie hörten, brachten alle diese Grobheiten und Garstigkeiten nach Hause, um sie in die ecklige Kloake zu leeren, die man Luthers Seele nennt.“

„Gut! Sehr gut! . . . Aber was soll man jetzt tun?“

„Den Plunder verbrennen, Sire, und damit der Sache ein Ende machen!“

„Ja, ich werde seine Ketzerei verbrennen lassen, und zwar morgen vor St. Pauls Kreuz in der City. . .“

*

Unten in der großen Bibliothek des Temple saßen der König und Kardinal Wolsey und durchforschten alte Gesetzesammlungen und Rechtsprüche. Draußen im Garten aber befand sich die Königin mit einigen Hofleuten.

Dieser Garten, der eigentlich nur aus einem großen Rosenbeet bestand, war beibehalten worden, erstens als Promenade für die königlichen Personen, die im Tower nicht schlafen konnten, weil es spukte, und in dem unbedeutenden Bridewell der inneren Stadt nicht gediehen; dann als historische Erinnerung; hier

im Garten sollten nämlich die Anhänger von Lancaster und York ihre ersten Feldzeichen, die rote und die weiße Rose, gepflückt haben.

Königin Katharina von Aragonien, die Tochter von Ferdinand und Isabella, den Beschützern des Christoph Columbus, war jetzt nach zwanzigjähriger Ehe mit Heinrich VIII. in ein gewisses Alter gekommen. Sie hatte ihm mehrere Söhne geboren, aber alle waren gestorben: nur eine Tochter lebte, Mary, später als Königin unter dem Namen die Blutige bekannt. Katharina war früh gealtert und suchte Trost in der Religion; stand nachts auf, um in Franziskanertracht in die Messe zu gehen. Sie wußte von der Untreue des Königs, fand sich aber darein; sie kannte den Namen Elisabeth Blunt, ließ sich aber nichts davon merken.

Jetzt saß sie auf einer Bank und sah, wie ihre jungen Hofleute spielten, während sie in ihrem Gebetbuch blätterte.

Besonders einem Paare folgten ihre Augen mit Wohlgefallen: der ungewöhnlich schönen Anna von Norfolk und dem jungen Heinrich Algernon Percy von Northumberland, dem Nachkommen Hotspurs.

Die jungen Leute spielten mit Rosen; der Jüngling hatte einen Arm voll weißer, die Jungfrau einen Arm voll roter, die sie gegen einander warfen, während sie ein Lied sangen.

Es war ein schöner Anblick, aber die Königin wurde finster.

„Spielt nicht so, Kinder,“ sagte sie; „das weckt so manches, das im Tower schlafen muß, wo nur die Toten ruhig schlafen können. Ubrigens würde der

König... und folglich der Kardinal... verdrießlich werden... sie sitzen dort in der Bibliothek... Spielt etwas andres!"

Die beiden jungen Leute sahen aus, als begriffen sie nicht; weshalb die Königin vollendete:

„Die Kämpfe der Rosen, meine Kinder, endeten nicht ganz bei Bosworth, sondern... es ging nicht mit rechten Dingen zu... im Tower geschah soviel... das am besten vergessen wäre... Nehmt ein Buch und lest etwas!"

„Wir haben den ganzen Morgen gelesen," antwortete Anne, genannt Boleyn oder Bullen.

„Was lest ihr denn?"

„Chaucer."

„Canterbury Tales? Die sind nicht für Kinder: Chaucer war ein Spötter... Nehmt lieber mein Buch; darin sind schöne und gute Bilder..."

Der junge Percy nahm das kleine Brevier, und den Gang hinunter gehend, als suchten sie Schatten, verschwanden die beiden behutsam aus dem Anblick der Königin.

Von der Bibliothek aber waren ihnen vier Augen gefolgt, die des Königs und des Kardinals, während sie in den Folianten blätterten.

Der König wurde unruhig und sprach mehr, um zu sprechen, als um etwas zu sagen, und der Kardinal folgte ihm.

„Ihr sollt nach dem Papststuhl streben, Kardinal, als Nachfolger des Hadrian."

„Ja, das sagt man."

„Aber die Stimmen?"

„Die beherrschen Kaiser Karl V. und König Franz I.“

„Wie soll man zwei so verschiedene Bänder verknüpfen?“

„Das ist eben das Kunststück, Sire . . .“

„Mit beiden könnt Ihr Euch doch nicht gut stellen . . .“

„Wer weiß . . . Der Kaiser hat ja Rom genommen und den Papst ins Gefängnis der Engelsburg gesetzt . . . das war köstlich . . . und dann riefen die Soldaten, aus Scherz natürlich, Martin Luther zum Papst aus, und zwar unter den Fenstern des Gefängnisses . . .“

„Nennt den verfluchten Namen nicht,“ brüllte der König, aber mehr aus Zorn über das, was er im Rosengarten sah; und der Kardinal verstand es wohl.

„Ich liebe es auch nicht, wenn Northumberland in Konjunktion mit Norfolk tritt . . .“

„Was sagt Ihr?“

Der König ward zornig, daß Wolsey seine Gedanken gelesen hatte; er wollte sich aber nicht verraten.

„Anne ist wirklich zu gut für einen Percy, und ich finde es ungehörig von der Königin, Entremetteuse zu spielen . . . sie allein hinter die Büsche gehen zu lassen. Nein, das muß ein Ende nehmen!“

„Sire, es ist bereits zu Ende; ich habe an Annes Vater geschrieben, daß er die Dame nach Hever zurückruft!“

„Da habt Ihr richtig gehandelt, bei Gott; zwei solche Familien, die beide nach dem Thron lügen, sie dürfen sich nicht vereinigen.“

„Wer lugt nicht nach dem Thron? Eben war es Buckingham, jetzt ist es Northumberland, und nur weil kein Thronfolger da ist. Sire, Sie müssen bald an Ihr Land denken, an Ihr Volk; ernennen Sie einen Thronfolger.“

„Nein, ich will nicht, daß jemand herumläuft und auf mein Ableben wartet!“

„Dann haben wir die Rosen wieder! Die Rosen, die England eine Million Menschen gekostet haben, und achtzig unserer edelsten Geschlechter...“

Der König lächelte.

„Unserer edelsten!“

Der König erhob sich und trat ans Fenster.

„Jetzt muß ich die Königin nach Hause begleiten,“ sagte er; „sie ist draußen eingeschlafen, und dieser feuchte Garten ist nichts für ihren kranken Körper.“

„Bei dem Alter ihrer Majestät muß man die größte Vorsicht beobachten...“

Er betonte das Wort Alter, denn Katharina war vierzig Jahre alt und gab keine Hoffnungen mehr auf einen Thronerben. Die Tochter Mary konnte man allerdings verheiraten; man wußte aber nicht, mit wem.

„Sire, werden Sie nicht zornig, aber jetzt eben habe ich die Heilige Schrift aufgeschlagen... es kann ein Zufall sein... Wollen Sie hören?“

„Sprecht!“

„Ja, im dritten Buche Mose, zwanzig, einundzwanzig, lese ich folgendes... aber werden Sie nicht zornig auf Ihren Diener!“

„Lest!“

„Dort stehen die furchtbaren Worte des Herrn: Wenn jemand seines Bruders Weib nimmt, das ist eine schändliche That; sie sollen ohne Kinder sein, darum daß er seines Bruders Blöße aufgesteckt.“

Der König wurde erregt und näherte sich dem Kardinal.

„Steht das dort? . . . Ja, wahrhaftig! . . . Gott hat mich gestraft, da er meine Söhne nahm, erst den einen, dann den andern . . . Welches wunderbare Buch, in dem alles geschrieben steht. Darum also; darum! . . . Was aber sagt Thomas von Aquino, der Engel der Schulen?“

„Ja, Sire, wünschen Sie Klarheit in der Frage, so müssen wir die Gelehrten fragen.“

„Tun wir das; aber still und vorsichtig; die Königin ist ohne Schuld und ihr soll nichts Böses geschehen! . . . Still und vorsichtig, Wolsey! . . . Aber die Wahrheit muß ich wissen!“

*

In einem Saale neben dem „blutigen Turm“ im Tower befanden sich der Kardinal und Thomas More in lebhaftem Gespräch.

„Was geschieht jetzt in Deutschland?“ fragte der Kardinal.

„Während Luther auf der Wartburg saß, kam sein Schüler Karlstadt und kehrte in Wittenberg das Unerstete zu oberst. Sich auf die Bibel stützend, deren altes Testament Bilder verbietet, brachte er Studenten und Gesellen dazu, die Kirchen zu stürmen und alle heiligen Gegenstände hinauszuerwerfen . . .“

„Da habt ihr die Bibel! Es bedeutet die Hölle loslassen, wenn man sie den Ungelehrten in die Hände gibt.“

„Darauf . . .“

„Was sagte Luther dazu?“

„Er stürmte von der Wartburg herunter und disputierte gegen Karlstadt und dessen Seelenverwandte; ich kann aber nicht behaupten, daß er stark in den Argumenten war. Ein Rathsherr zitierte das Buch Mose: ‚Du sollst dir kein Bildnis, noch irgendein Gleichnis machen.‘ Und ein Schuhmacher antwortete: ‚Ich habe oft den Hut abgenommen vor Standbildern im Zimmer oder auf der Landstraße; aber das ist ein Götzendienst und raubt Gott die Ehre, die ihm allein zukommt.‘“

„Was hat denn Luther geantwortet?“

„Dann müßte man des Mißbrauchs halber alle Frauen totschiagen und den Wein auf die Straße gießen.““

„Das war dumm gesagt; aber das kommt davon, wenn man mit Schuhmachern streitet! Ubrigens ist es unwürdig, das Weib mit dem Weine zusammen zu stellen! Das ist dieser Materialist, der seine Frau auf die gleiche Stufe mit dem Bierfaß setzt.“

„Die Logik ist nicht seine Stärke und seine Vergleiche gehen auf Krücken. In seiner Antwort auf den Bannfluch des Papstes schreibt er unter anderm: ‚Wenn eine Heufuhre einem betrunkenen Menschen ausbiegen muß, um wieviel mehr müssen nicht Petrus und Jesus Christus vorm Papst ausweichen?‘“

„Das ist ja recht hübsch! . . . Kehren wir zu James Bainham zurück.“

„Aber erst zum Ende der Schwarmgeister in Deutschland. Außer Karlstadt und den Seinen haben andre Schwärmer, gestützt auf die Bibel und Luther natürlich, sich noch einmal taufen lassen; und der Führer hat zehn Frauen genommen, sich auf König David und Salomo, ja, auf Abraham selbst berufend . . .“

„Da habt ihr die Bibel! . . . Rufe Bainham herein, dann werden wir hören, wie die Sache liegt! Er war Jurist in Temple, sagst du, und hat Luthers Lehren verbreitet. Haben wir nicht genug von Wicleff und den Lollarden gehabt! Sollen wir dieselbe Lektion noch einmal durchnehmen, die von diesem deutschen Plagiator gegrünzt wird!“

„Ich bin von Natur kein unduldsamer Mann,“ sagte More, „aber ein Staat muß gleichartig sein, sonst fällt er auseinander. Ungelehrte und Wahnsinnige sollen nicht auftreten und sich gegen die Staatsreligion erheben, mag sie nun besser oder schlechter sein . . .“

„Laß Bainham kommen, damit wir ihn hören.“

More ging zu einer Thür, die draußen von Landesknechten bewacht wurde, und gab einen Befehl.

„Du sollst verhören und ich werde zuhören,“ sagte der Kardinal.

Nach einer Weile wurde Bainham in Ketten hereingeführt. More setzte sich an das Ende eines Tisches. Und dann begann er:

„James Bainham, kannst du in wenigen Worten sagen, woran du glaubst?“

„An Gottes Wort, das ist die ganze Heilige Schrift.“

„Tust du das wirklich? Also sowohl an das alte wie das neue Testament.“

„An beide!“

„Ans alte auch?“

„An beide!“

„Also auch ans alte! Natürlich! Nun, dann hast du dich wieder taufen lassen, da die Bibel sagt: ‚Gehet hinaus und lehret alle Völker und taufet sie.‘ Gut! Aber hast du dich auch beschneiden lassen, da die Bibel es gebietet?“

Bainham machte ein albernes Gesicht und der Kardinal mußte sich abwenden, um nicht zu lächeln.

„Also, mein lieber Bainham, du bist nicht beschnitten, obgleich die Beschneidung in der Bibel geboten wird.“

„Ich bin nicht Israelit!“ antwortete Bainham.

„Nein! Aber Nikodemus, der unsern Erlöser aufsuchte und an ihn glaubte, wird von Johannes ein rechter Israelit genannt. Bist du kein rechter Israelit, so bist du kein Christ.“

„Darauf kann ich nicht antworten!“

„Nein, du kannst nicht antworten, aber predigen kannst du, Geschwätz von dir geben. Bist du Lutheraner?“

„Ja!“

„Aber Luther ist gegen die Anabaptisten, darum ist er gegen dich und hat er die Fürsten gebeten, die Wiedertäufer wie wilde Hunde totzuschlagen. Bist du noch Lutheraner?“

„Ja, in seinen ersten Lehren!“

„Von der Rechtfertigung durch den Glauben. Was glaubst du?“

„Ich glaube an Gott Vater . . .“

„Wer ist der Vater? In Luthers Katechismus steht: ‚Du sollst keine andern Götter haben neben mir.‘ Aber das ist das Gesetz Mose, und Jehova ist dort gemeint! Glaubst du an Jehova, so bist du auch Jude; nicht wahr?“

„Ich glaube auch an Christus, Gottes Sohn...“

„Dann bist du also Judenchrist?... Jetzt hast du eingestanden, daß du Lutheraner, Wiedertäufer, Jude und Christ bist; alles dies auf einmal... Du bist ein Narr, und du weißt nicht, was du bist! Aber das möchte noch hingehen, wenn du nicht andre verführtest...“

„Gib ihm eine Tracht Prügel!“ sagte der Kardinal, der den Gang des Gesprächs nicht liebte, am wenigsten diese Verwerfung der Bibel, die er grade jetzt zu seinen Zwecken benutzen wollte.

„Die hat er bereits erhalten!“ antwortete More. „Aber abgesehen von den Glaubenslehren: dieser eingebildete Mann, der sich beliebt machen will, gehört zu einer Liga, welche die Bibel in einer schlechten Übersetzung verbreitet. Du siehst selbst, wohin die Bibellektüre führt, und ich fordere dich auf, deine Mitschuldigen anzugeben.“

„Das tue ich niemals!... Der Gerechte lebt seines Glaubens!“

„Willst du dich gerecht nennen, während es keinen einzigen Gerechten gibt! Lies das Buch Hiob, da wirst du es sehen! Und dein Glaube, der ist zu sonderbar, als daß man dich zu den Gerechten zählen könnte.“

„Schick ihn in den Keller zu Meister Mats! Soll man solchen Unsinn anhören! Hinaus mit ihm!“

More zeigte nach der Thür und Bainham ging.

„Ja,“ sagte Wolsen. „Was steht uns bevor: Sonderung, Parteien, Kämpfe! . . . Hätten wir nur einen Thronfolger!“

„Wir können den König doch nicht scheiden lassen!“

„Da du das Wort ausgesprochen hast . . . Er braucht sich nicht scheiden zu lassen, weil seine Ehe ungültig ist.“

„Ist sie das? Wo steht das geschrieben?“

„Im dritten Buche Mose, zwanzig, einundzwanzig: ‚Wenn jemand seines Bruders Weib nimmt, das ist eine schändliche That.‘“

„Ja, aber im fünften Buche Mose, fünfundzwanzig, fünf ist es geboten.“

„Was in Jesu Namen sagst du?“

„Ganz sicher: ‚Wenn Brüder beieinander wohnen, und einer stirbt ohne Kinder, so soll des Verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann draußen nehmen, sondern ihr Schwager soll sich zu ihr tun und sie zum Weibe nehmen und sie ehelichen.‘“

„Himmelskreuzdonnerwetter, dieses verwünschte Buch . . .“

„Und außerdem: Abraham war mit seiner Halbschwester verheiratet, Jakob mit zwei Schwestern, Moses Vater mit seiner Tante . . .“

„Das ist die Bibel! Nein, danke, dann ziehe ich die Dekretale und Konzilien vor! Der Papst soll das Band lösen!“

„Soll es denn gelöst werden?“

„Das wußtest du nicht? Ja, es soll gelöst werden. Und wenn Julius II. dispensieren konnte, so kann Clemens VII. absolvieren.“

„Das ist nicht recht gegen die Königin.“

„Das Land fordert es, das Reich, die Nation!
Des Königs Gewissen...“

„So! Ist es schön Anne?“

„Nein, nicht die!“

„Ist es...“

„Du darfst nicht mehr fragen!“

„Dann antworte ich: Margarete von Balois.“

„Darauf antworte ich nicht, aber ich bin auch nicht für dein Leben verantwortlich, wenn du zur Unzeit sprichst!... Dann taugt also die Bibel dazu nicht! Es wäre eine nötige Reform, wenn wir das alte Testament streichen dürften, da es ein Judenbuch ist!“

„Wir können doch nicht die Psalmen Davids streichen, die unser einziger Kirchengesang sind. Luther selbst hat ja seine Lieder aus dem Psalter genommen und ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘ aus den Sprüchen Salomos; die Melodie hat er aus dem Graduale Romanum zusammengesucht!“

„Aber wir müssen das Gesetz Mose als apokryph herausnehmen, sonst sind wir ja Pharisäer und Judenchristen. Was haben wir mit Beschneidung, Osterlamm und Schwagerehe zu tun! Warte wenn ich Papst werde...“

„Sollen wir wirklich so lange warten?“

„O schäme dich!... Es läutet Mittag! Versäumen wir nicht unsere Pflichten! Das Fleisch muß das Seine haben, um nicht zu brennen. Fahre mit mir nach Westminster, dann kannst du nachher nach Chelsea gehen.“

*

Heinrich VIII. war zwölf Jahre alt, als er mit der Witwe seines Bruders Artur verlobt wurde. Mit vierzehn Jahren protestierte er gegen die Ehe, die ihm zuwider war, aber mit achtzehn Jahren verheiratete er sich mit Katharina, die Kaiser Karls V. Tante war.

Kardinal Wolsey wollte den König gern scheiden lassen, denn er wünschte einen Thronfolger, um die Macht in Händen zu behalten, die er bis zu dem Grade mißbrauchte, daß das Parlament beinahe in Vergessenheit geraten war. Er wollte den König mit einer mächtigen Prinzessin verheiraten und reflektierte eine Zeitlang auf Margarete von Valois, wollte aber unter keiner Bedingung eines von den Geschlechtern des Landes in die Dynastie aufnehmen.

Als er aber das Gewissen des Königs weckte, hatte er einen Sturm losgelassen, den er nicht zu bezwingen vermochte, noch weniger in der Richtung lenken konnte, die er wollte, denn die Neigung des Königs für Anne Bullen war jetzt unüberwindlich.

Da aber nahm der Kardinal seine Zuflucht zu einem falschen Spiel und durch dieses fiel er.

Sechs Jahre wurde verhandelt und der König war seiner Geliebten treu, schrieb Briefe, die man noch lesen kann und die eine große und ehrliche Liebe zeigen. Die Briefe waren meistens unterzeichnet: „Heinrich Tudor, Rex, Euer treuer und beharrlicher Diener“ und begannen: „Meine Herrin und Freundin.“

Anne antwortete ablehnend, aber ihre Liebe zu Percy wurde dadurch abgeschnitten, daß man ihn verheiratete.

Nachdem alle gelehrten Fakultäten gehört waren und man sich mit dem fünften Mose und dem dritten Mose gebort hatte, sandte der Papst einen Nuntius mit dem geheimen Befehl, die ganze Frage durch Aufschub aus der Welt zu schaffen.

Heinrich aber gab nicht nach, obwohl er furchtbare Kämpfe mit seinen Gefühlen für Katharina, die er verehrte, durchmachte.

Im Kapitelsaale von Blackfriars wurde der Prozeß in Anwesenheit des Königs und der Königin eröffnet, aber Katharina stand auf, warf sich dem König zu Füßen und sand Worte, die den Tyrannen rührten.

Sie verwarf das Forum, appellierte an den Papst und kehrte nach Bridewell zurück, wo wir sie wiederfinden in Shakespeares ‚Heinrich VIII.‘, wie sie trauernd sich das herrliche Lied vorsingen läßt:

Orpheus' Laute hieß die Wipfel,
wüster Berge kalte Gipfel,
niedersteigen, wenn er sang . . .

*

Der Prozeß hatte einige Jahre gedauert; man hatte bald für den König, bald für die Königin Partei genommen, oft Mitleid mit beiden gehabt, als sich plötzlich das Gerücht erhob, die Pest sei ausgebrochen.

Es war nicht mehr der schwarze Tod oder die Beulenpest, sondern es war der englische Schweiß. Diese bisher unbekannte Krankheit war zuerst im selben Jahr ausgebrochen, als die Kämpfe der Rosen bei Bosworth ein Ende nahmen; sie hielt sich aber so entschieden innerhalb Englands, daß sie nicht nach Schottland oder Irland hinüber ging; und sie war

so ans englische Blut gebunden, daß in Calais nur Engländer, nicht Franzosen von ihr ergriffen wurden. Danach war die Krankheit zweimal aufgetaucht und hatte sich immer an die englische Nation gehalten. Jetzt aber kam sie wieder und brach in London aus.

Der König, der gesagt, „niemand als Gott könne ihn von Anne trennen“, erschrak und wußte nicht, was er denken sollte: ob es eine Warnung sei oder eine Prüfung.

Die Krankheit äußerte sich durch Schwitzen und Schlassucht; gab man der Schlassucht nach, konnte man in drei Stunden tot sein. In London starben Bürger wie Fliegen; Thomas More verlor seine Tochter; der Kardinal, der gekommen war, um in Hampton Court zu präsidieren, ließ wieder anspannen und floh kopfüber aus der Stadt.

Eine von Annes Damen wurde schließlich ergriffen. Da verlor der König alle Besinnung, schickte Anne nach Hause zu ihrem Vater, und floh selbst, von Ort zu Ort, von Waltham nach Hunsdon. Und dann versöhnte er sich mit Katharina; wohnte in einem Turm, ohne Diener; ließ sein Testament aufsetzen und war bereit zu sterben.

Da kam die Nachricht, Anne sei von der Krankheit befallen worden. Der König hatte seine Kammerherren verloren, und schrieb nun Briefe auf Briefe. Darauf floh er wieder, nach Hatfield und Tittenhanger...

Aber Anne erholte sich, die Pest hörte auf, und Heinrich begann wieder zu prozessieren.

Der Kardinal und der Nuntius schwankten, und im siebenten Jahre verlor der König die Geduld. Er

hatte nun seinen Mann gefunden, den er gesucht, denn Thomas More wollte Katharinas Ehe nicht für ungültig erklären; der neue Mann war Thomas Cranmer, der Papst und Mönche haßte und von einem freien England träumte, frei von Rom nämlich.

Der König und sein neuer Freund arbeiteten im geheimen an etwas, das Kardinal Wolsey nicht kannte, und eines Tages war die Vorarbeit getan, die Papiere in Ordnung, und die Mine sprang.

*

Vom Tower stieß die Galeere des Königs ab, nicht so glänzend jedoch, wie die des Kardinals einst gewesen war. Cranmer saß neben dem König.

„Im Tower schlafe ich nicht mehr,“ sagte der König. „Jetzt ziehe ich um, Thomas, dies ist die Möbelladung! . . . Und ich ziehe in Whitehall ein, denn so soll York Palace heißen; weil ich als Lancaster York haßte, und weil meine weiße Rose in meinem Schlosse wohnen soll . . . Jetzt sollst du in dem Turme sitzen, mein Höllenhund! Daß dieser Satan von einem Kardinal mich sechs Jahre angeführt hat. Welche Leiden hat sein falsches Spiel mir verursacht! . . . Sechs Jahre! . . . Und ich habe diesen Mann immer gehaßt, aber ich hatte ihn nötig, denn er war geschickt.“

Der König warf einen Blick auf den nördlichen Strand der Themse:

„Und ich habe in einer Stadt gewohnt, die nicht mein gewesen ist; ein Drittel hat Rom in Besitz. Ich habe gewohnt wie ein Bettler, jetzt aber . . . ist London mein! Temple, Saint-James, Whitehall,

Westminster, um damit anzufangen, dann die andern.“

Die Galeere kam bis zu York Palace, und der König drang mit seinen Landsknechten hinein, ohne die Lösung zu geben oder auf die Fragen der Kammerherren zu antworten. Er ging direkt in das Zimmer des Kardinals und legte ihm einige Briefe vor.

„Lies! Du Schlange! Deine falschen Episteln hinter meinem Rücken!“

Das Gesicht des Kardinals wurde um die Hälfte kleiner und glich dem eines Totenkopfes. Aber er fiel nicht auf die Knie, sondern erhob das Haupt zum letztenmal.

„Ich appelliere an den Papst.“

„Es gibt keinen Papst in England! Doch ich bin der Papst, und darum bist du nicht mehr Kardinal! Darum habe ich mir selbst Dispens erteilt, und darum habe ich mich gestern mit Anne Bullen trauen lassen! In einigen Tagen werde ich sie krönen! Und dann werden wir hier wohnen! Hier! Aber du sollst im Tower wohnen! Hinaus, ehe ich dich hinauswerfe!“

*

Damit war England frei, ein Drittel von London, das Mönchen gehört hatte, fiel an die Krone zurück; und dann kam das ganze Land an die Reihe.

Der König hatte seine geliebte Anne bekommen; nach drei Jahren aber wurde sie enthauptet, weil sie die Ehre des Königs dadurch verletzte, daß sie Junggesellen in ihrem Privatzimmer empfing.

Darauf verheiratete sich der König noch viermal.

Kardinal Wolsey starb, noch ehe er aufs Schafott kam. Thomas More wurde wirklich enthauptet. Cranmer endete auf dem Scheiterhaufen und Cromwell, der zuerst Wolsey verteidigte, dann aber Mönchshammer wurde, beschloß seine Tage damit, daß er enthauptet wurde.

Alles das sieht sehr verwickelt und traurig aus; gleichwohl aber ging aus diesem Wirrwarr ein freies, selbständiges und mächtiges England hervor. Als sich die Deutschen durch den Dreißigjährigen Krieg von Rom befreien wollten, war England mit seiner Arbeit bereits fertig.

Der Große

Am südlichen Ufer der finnischen Bucht lag das kleine Dorf Strelna, auf halbem Wege zwischen Petersburg und dem angefangenen Peterhof. Am Ende des Dorfes am Bache Strelka stand ein einfaches Landhaus unter Eichen und Kiefern, und es war rot und grün angestrichen; die Fensterläden waren noch geschlossen, denn es war erst vier Uhr an einem Sommermorgen.

Die finnische Bucht lag glatt unter der aufgehenden Sonne. Eine holländische Kogge, die in den Hafen bis zur Admiralität gewollt hatte, aber nicht weiter als bis zur Höhe von Strelna gekommen war, zog jetzt die Segel ein und ging vor Anker. Auf dem Großtopp führte sie eine Flagge, die aber nicht flatterte.

Neben dem rotgrünen Landhaus stand eine uralte Linde, deren Stamm sich gabelte; in der Gabel war ein Holzboden mit einem Geländer angebracht, und zu dieser Laube führte eine Treppe hinauf.

In der frühen Morgenstunde saß ein Mann oben im Baum an einem Tisch, der nicht gestrichen war und hinkte, und schrieb Briefe. Der Tisch war mit Papieren beladen; es war aber noch Platz für eine Standuhr, der das Glas fehlte, einen Kompaß, ein Reißzeug und eine große Klingel aus Bronze.

Der Mann saß dort in Hemdsärmeln, hatte ge-

stopfte Strümpfe und grobe Schuhe an; sein Kopf schien unglaublich groß zu sein, war in Wirklichkeit aber nicht sehr groß; der Hals war der eines Stiers und der Körper der eines Riesen; die Hand, die jetzt die Feder führte, war grob und teerig; die Feder schrieb träge, die Seile etwas schief, aber schnell.

Die Briefe waren kurz, sachlich, hatten keine Einleitungen und keine Abschlüsse, waren nur unterzeichnet mit Peter, in zwei Theilen, als sei der Name unter der schweren Hand entzweigegangen.

Es gab wohl eine Million dieses Namens im russischen Reiche; aber dieser Peter war der einzige, der galt, und niemand verkannte die Unterschrift.

Die Linde sang von Bienen und Hummeln, der kleine Streikabach brodelte wie ein Teekessel, und der Sonnenaufgang war herrlich; die Strahlen fielen durch das Laub der Linde und warfen helle Flecke auf das ungewöhnliche Gesicht eines der ungewöhnlichsten und unbegreiflichsten Männer, die je gelebt haben.

Jetzt sah dieser feine Kopf mit dem kurzen Haar wie der eines wilden Schweines aus; und wenn der Schreiber wie ein Schuljunge an der Gänsefeder sog, zeigten sich Zähne und eine Zunge wie die eines schildhaltenden Löwen. Jetzt zog sich das Gesicht in furchtbarem Schmerze zusammen wie bei einem Gefolterten, Gekreuzigten. Dann aber nahm er ein neues Blatt, begann einen neuen Brief: und nun leuchtete es von der Feder, der Mund lächelte so, daß die Augen verschwanden, und der Furchtbare sah schelmisch aus.

Neues Papier; ein kleines Billett, das jedenfalls an eine Dame gerichtet war; und jetzt veränderte sich die Maske in die eines Satyrs, löste sich in deko-

rativ Linien auf und explodierte schließlich in ein lautes Lachen, das einfach zynisch war.

Die Morgenkorrespondenz war beendet. Der Zar hatte fünfzig Briefe geschrieben. Er ließ sie unversegelt — Kathia, sein Weib, sollte sie falten und siegeln.

Der Riese reckte sich, erhob sich mit Mühe und warf einen Blick auf die Bucht hinaus. Mit dem Fernglas sah er sein Petersburg und seine Flotte, das angefangene Kronstadt mit seiner Festung, und schließlich entdeckte er die Kogge.

„Wie ist die ohne Salut hereingekommen?“ dachte er, „und wagt unmittelbar vor meinem Haus auf die Reede zu gehen!“

Er klingelte, und sofort kam ein Kammerdiener aus der Zeltreihe gelaufen, die hinter den Kiefern verborgen lag und Wache wie Bedienung barg.

„Fünf Mann ins Boot, hinaus und die Schute gespreit! Kannst du sehen, was es für ein Landsmann ist?“

„Das ist ein Holländer, Majestät!“

„Holländer! Bring den Kapitän tot oder lebend her! Sofort! Auf der Stelle!... Aber erst meinen Tee!“

„Das Haus schläft, allergnädigster Herr!“

„Dann weck es, du Esel! Klopfe an die Laden, schlag die Tür ein! Am hellen Tage schlafen!“

Er klingelte wieder; ein anderer Diener erschien.

„Tee! Und Branntwein! Viel Branntwein!“

Die Diener liefen, das Haus wurde geweckt und der Zar vertrieb sich die Zeit damit, daß er auf Schiefertafeln Notizen machte. Als er ungeduldig

wurde, stieg er hinunter und schlug mit dem Stocke gegen alle Fensterläden. Da war von innen eine Stimme zu hören:

„Aber warte doch!“

„Nein, das will ich nicht; ich bin nicht zum Warten geboren. Beeile dich, sonst steck' ich das Haus in Brand!“

Er ging in seine Gärten hinaus, warf einen Blick auf die Arzneipflanzen, rupfte etwas Unkraut und begoß hier und dort. Ging in den Viehstall und musterte seine Merinoschafe, die er selbst eingeführt hatte. Fand im Stall einen zerschlagenen Stand: nahm eine Säge und einen Hobel und flickte ihn. Warf seinem Lieblingspferd etwas Hafer in die Krippe; er fuhr meist, wenn er nicht zu Fuß ging; das Reiten war nach seiner Ansicht eines Seemannes unwürdig; und der Zar wollte vor allem andern Seemann sein. Darauf ging er in die Drechslerwerkstätte und trat einmal die Drehbank. Am Fenster aber stand ein Tisch mit dem Gerät eines Kupferstechers; mit dem Stichel zog er einige Linien, die in einer Karte fehlten. Er wollte gerade zur Schmiede, als eine weibliche Stimme ihn unter die Linde rief.

Oben im Baume stand jetzt seine Gattin, die Zarin, im Morgenrock. Ein Weib von groben Gliedern und großen Füßen; das Gesicht war fett und unschön, die Augen saßen nicht gerade im Kopfe, sondern stramnten in den Fassungen.

„Wie früh du heute auf bist, Väterchen!“

„Ist es früh? Es ist doch sechs!“

„Es ist erst fünf!“

Der Zar sah nach der Uhr.

„Fünf? Dann soll es sechs werden!“

Damit schob er den Zeiger eine Stunde vor. Die Frau lächelte nur, etwas überlegen, aber nicht aufreizend; denn sie wußte, wie gefährlich es war, diesen Mann zu reizen. Und dann servierte sie den Tee.

„Dort hast du Beschäftigung,“ sagte Peter, auf die Briefe zeigend.

„Das sind aber viele!“

„Sind es zu viele, so kann ich Hilfe nehmen.“

Die Zarin antwortete nicht, sondern begann die Briefe durchzusehen. Das hatte der Zar gern, dann bekam er Stoff zum Streiten; und er wollte immer streiten, um seine Kräfte rüstig zu erhalten.

„Verzeih, Peter,“ sagte die Frau, „aber ist es recht, daß du dich wegen der holländischen Schiffe an die schwedische Regierung hältst?“

„Ja, das ist recht! Alles, was ich tue, ist recht!“

„Das verstehe ich nicht! Unsere Russen schießen aus Mißverständnis auf friedliche holländische Schiffe; du forderst von den Schweden Schadenersatz, weil das Unglück im schwedischen Fahrwasser geschah...“

„Ja, nach römischem Rechte wird das Verbrechen in dem Lande gesühnt, in dem es begangen ist...“

„Ja, aber...“

„Einerlei: wer bezahlen kann, bezahlt; ich kann nicht und die Holländer wollen nicht, darum müssen die Schweden! Verstehst du?“

„Nein!“

„Die Schweden haben den Türken auf mich geheßt; das sollen sie bezahlen!“

„Mag sein! Aber warum schreibst du hier so un-

freundlich an die holländische Regierung, da du die Holländer doch liebst?“

„Warum? Weil Holland seit dem Frieden von Utrecht im Niedergang ist. Mit Holland ist es aus; auf den Rehrichthausen mit dieser Republik! Jetzt kommt England! Ich halte mich an England, seit es mit Frankreich auch abwärts geht!“

„Soll man seine alten Freunde verlassen...“

„Gewiß, wenn sie nichts mehr taugen! Ubrigens: keine Freundschaft in Liebe und in Politik! Glaubst du, ich liebe diesen elenden August von Polen? Nein, das glaubst du nicht! Aber ich muß mit ihm durch dick und dünn gehen, für mein Land, für Rußland! Wer seine kleinen Launen und Leidenschaften nicht dem Vaterland opfern kann, der wird ein Don Quichotte wie Karl der Zwölfte. Dieser Tor hat mit seinem sinnlosen Haß gegen August und mich an Schwedens Untergang und Rußlands Zukunft gearbeitet. Daß aber dieser christliche Hund den Türken auf uns heßte, das war ein Verbrechen gegen Europa, denn Europa braucht sein Rußland gegen Asien. Saß der Mongole nicht zweihundert Jahre hier und drohte? Und als unsere Vorfahren ihn schließlich hinausgejagt hatten, kommt so ein Ritter und zieht den Heiden von Konstantinopel ins Land! Der Mongole stand ja einmal in Schlesien und hätte das Abendland verheert, wenn wir Russen es nicht gerettet. Karl der Zwölfte ist jetzt tot; aber ich verfluche sein Andenken, und ich verfluche jeden, der mich in meinem löblichen Vorhaben zu hindern sucht, Rußland aus einem westlichen Asien zu einem östlichen Europa zu machen. Ich schlage jeden nieder, wer es auch sein mag, der

an mein Werk rührt, und wäre es auch mein eigener Sohn!“

Jetzt wurde es still. Die letzten Worte berührten die empfindliche Frage nach Peters Sohn aus erster Ehe, Alexej, der in der Peter-Paul-Festung gefangen saß und sein Todesurteil erwartete, da er überführt war, der Arbeit seines Vaters an der Zivilisierung Rußlands entgegengearbeitet, und außerdem im Verdacht stand, an Versuchen zu Aufruhr teilgenommen zu haben. Die geschiedene erste Frau Eudoxia war im Kloster Suzdal eingesperrt.

Katharina liebte natürlich Alexej nicht, weil er ihren Kindern im Wege stand, und sie sah gern, daß er starb; sie wollte aber nicht die Schuld haben. Und da Peter auch nicht die Schuld auf sich nehmen wollte, hatte er einen Gerichtshof von 127 Personen eingesetzt, um den Sohn zu richten.

Das Thema wurde darum ungern behandelt, und mit seiner unglaublichen Fähigkeit, Gedanken und Gefühle zu wechseln, unterbrach Peter das Schweigen mit der banalen Frage:

„Wo ist der Branntwein?“

„Du kriegst so früh keinen Branntwein, mein Junge!“

„Katharina!“ sagte Peter mit einem gewissen Akzent, während das Gesicht zu zucken begann.

„Sei ruhig, Löwe!“ antwortete die Frau und strich seine schwarze Mähne, die sich gesträubt hatte. Und aus einem Korb nahm sie eine Flasche und ein Glas.

Der Löwe heiterte sich auf, schlürfte das starke Ge-

tränkt hinunter, lächelte und streichelte den gewaltigen Busen seiner Gattin.

„Willst du die Kinder sehen?“ fragte Katharina, um ihn in eine mildere Stimmung zu bringen.

„Nein, nicht heute! Sie haben gestern Schläge bekommen, und sie sollen nicht etwa glauben, daß ich hinter ihnen herlaufe! Halte sie dir fern, halte sie unter dir, sonst kommen sie über dich!“

Katharina hatte das letzte Billett wie in Gedanken genommen und zu lesen begonnen. Jetzt errötete sie; dann riß sie den Brief entzwei:

„Du mußt nicht an Schauspielerinnen schreiben! Das ist eine zu große Ehre für sie, und wir haben nur Schande davon.“

Der Zar lächelte und wurde nicht böse, denn er hatte nicht die Absicht gehabt, das Billett abzuschicken, sondern es nur hingekritzelt, um seine Frau zu reizen; vielleicht auch, um zu prahlen.

Unten im Sande waren Schritte zu hören.

„Sieh, da haben wir meinen Freund, den Schurken!“

„Still,“ warnte Katharina. „Menshikow ist dein Freund.“

„Ein schöner Freund! Einmal habe ich ihn als Dieb und Betrüger zum Tode verurteilt; er lebt aber noch, dank deiner Freundschaft . . .“

„Still!“

Menshikow (großer Krieger, tüchtiger Staatsmann, Günstling, unentbehrlich, steinreich), in dessen Haus der Zar seine Katharina gefunden hatte, kam die Holztreppe hinaufgestürzt. Er war ein schöner Mann von französischem Aussehen, trug sich reich

und hatte feine Manieren. Er grüßte den Zaren feierlich und küßte Katharina die Hand.

„Jetzt sind sie wieder da!“ fing er an.

„Die Strelitzen? Habe ich sie nicht von der Erde ausgerodet?“

„Sie wachsen wieder auf, wie die Drachensaat, und jetzt wollen sie Alexej befreien.“

„Weißt du etwas Näheres?“

„Die Verschworenen kommen heute abend um fünf Uhr zusammen . . .“

„Wo?“

„Strandlinie Vierzehn, bei einem scheinbar harmlosen Gastmahl . . .“

„Strand . . . Vierzehn,“ schrieb der Zar auf eine Tafel. „Noch etwas?“

„Und heute Nacht um zwei Uhr stecken sie die Stadt in Brand . . .“

„Um zwei Uhr?“

Der Zar schüttelte den Kopf und sein Gesicht zuckte.

„Ich baue auf, und sie reißen nieder; jetzt aber will ich sie mit der Pfahlwurzel ausreißen. Was sagen sie?“

„Sie sehen auf das heilige Moskau zurück und halten Petersburg für eine Gottlosigkeit oder eine Bosheit. Die Arbeiter sterben wie Fliegen am Sumpffieber, und daß du, Zar, mitten im Morast gebaut hast, fassen sie als eine Prahlerei à la Louis XIV. auf, der Versailles im Moorboden anlegte.“

„Esel! Meine Stadt soll das Schloß der Flußmündung und der Schlüssel zum Meere sein, darum muß sie dort liegen; und der Sumpf soll zu Kanälen werden, die Boote führen, wie die von Amsterdam. Jaja, wenn Affen richten!“

Er klingelte; ein Diener erschien.

„Das Kabriolett anspannen!“ rief er hinunter. „Und nun leb' wohl, Katharina; ich komme vor Morgen nicht nach Hause. Es wird ein heißer Tag. Aber... aber vergiß die Briefe nicht. Alexander kann dir helfen...“

„Willst du dich nicht ankleiden, mein Söhnchen?“ antwortete Katharina.

„Ankleiden? Ich habe ja den Säbel!“

„Zieh doch wenigstens den Rock an!“

Der Zar zog den Rock an, schnallte den Schmachtriemen, der den Säbel hielt, einige Dornen enger, ergriff den Stock und sprang mit einem Tigersprung aus dem Baume.

„Mag's denn geschehen!“ flüsterte Menschikow Katharinen zu.

„Du hast doch nicht gelogen, Alexander?“

„Etwas Lügen schmückt die Redel! Die Hauptsache ist erreicht. Morgen, Katharina, kannst du mit deinen Thronfolgern ruhig in der Kinderstube schlafen!“

„Kann er Unglück haben?“

„Nein! Er hat nie Unglück!“

*

Der Zar lief an den Meeresstrand hinunter; er ging nämlich nie, sondern lief immer. „Das Leben vergeht schnell“, pflegte er zu sagen, „und wir haben viel auszurichten.“

Als er den Sandwall erreichte, begegnete ihm ein landendes Boot mit fünf Mann und dem holländischen Gefangenen. Der saß ruhig am Steuerruder und rauchte seine Pfeife. Als er den Zaren erblickte,

nahm er seine Mütze ab, warf sie in die Luft und schrie Hurra.

Zar Peter beschattete die Augen, und als er seinen alten Lehrer und Freund Jaen Scheerbord aus Amsterdam erkannte, sprang er ins Boot, den Ruderern auf Schulter und Knie, stürzte Jaen in die Arme und küßte ihn so, daß die Tabakspfeife zerbrach und Feuer und Rauch dem Seemann um seinen großen grauen Bart wirbelten.

Dann hob der Zar den Alten in die Höhe und trug ihn wie ein Kind auf seinen Armen ans Ufer.

„Endlich, du alter Schelm, habe ich dich hier bei mir! Jetzt sollst du meine Stadt und meine Flotte sehen, die ich selbst gebaut hab'; du hast mich's ja gelehrt ... Das Kabriolett her, Burschen, und einen Dregg aus dem Boote: wir wollen fort und lavieren! Schnell!“

„Geliebtes Herz,“ sagte der Alte, die Tabaksasche aus seinem Barte zupfend: „daß ich den Zaren-Zimmermann gesehen habe, ehe ich sterbe, das ist ...“

„Ins Kabriolett, Alter; hängt den Dregg hinten an, Burschen. Wo du sitzen sollst? Auf meinen Knien sollst du sitzen!“

Das Kabriolett hatte nur für eine Person Platz, und der Kapitän mußte wirklich auf dem Schoße des Zaren sitzen. Drei Pferde in einer Reihe waren vorgespannt, und ein viertes ging neben dem ersten.

Die Peitsche knallte und der Zar spielte, als sei er auf See.

„Gut Wind, was? Zwölf Knoten, schoten dort, so ja, so ja!“

Ein Gattertor war zu sehen; und der Schiffer, der die wilden Manöver des Zaren, aber auch seine Geschicklichkeit kannte, begann zu schreien:

„Gattertor voraus, stopp!“

Aber der Zar, der bei dem alten Freunde aus früher Zeit seine Jugend wiedergefunden und mit seiner unverwundlichen Jungenhaftigkeit Streiche und Gefahren liebte, schlug auf die Pferde los, pfiff und kommandierte:

„Voll und bei, guten Gang, so, klar, zur Aktion, hopp!“

Das Gattertor war genommen; es sprang vollständig ab; und der Alte lachte so, daß er auf den Knien des Zaren hüpfte.

So ging es den Strand entlang. Am Stadttor wurde geschultert und salutiert, auf den Straßen Hurra geschrien, und als sie nach der Admiralität kamen, wurden Kanonenschüsse gelöst und die Aaen bemannt. Der Zar aber, glaubend oder spielend, als sei er auf See, kommandierte:

„Ankern!“

Damit warf er den Dregg so gegen die Wand, daß er an einem Fackelhalter festhakte, der sich bog, ohne zu brechen. Die Pferde aber, die noch im Laufen waren, wurden zurückgerissen und sanken auf die Knie. Das erste des Gespanns erhob sich nicht mehr; es war an den Folgen vom Entern des Gattertors verendet.

Drei Stunden später, als Flotte und Werft beschäftigt waren, saßen der Zar und Jaen Scheerbord in einer Seemannskneipe. Das Kabriolett stand draußen und war am Strohdach verankert.

Branntwein war auf dem Tisch und die Pfeifen qualmten. Die beiden Freunde hatten von ernstesten Dingen gesprochen. Der Zar hatte sechs Besuche gemacht, darunter einen sehr wichtigen in der Generalität, von dem er sehr erregt zu dem wartenden Schiffer herunterkam. Aber mit seiner unglaublichen Fähigkeit, Unangenehmes abzuschütteln und die Stimmung zu wechseln, strahlte er jetzt von Fröhlichkeit.

„Du fragst, woher ich die Einwohner für meine Stadt nehmen will? Ich zog erst fünfzigtausend Arbeiter her. Das war der Grundstock. Dann befahl ich allen Beamten, Priestern und größeren Grundbesitzern, ein Haus zu bauen, jeder eins; ob sie dort wohnen wollen oder nicht! Und jetzt habe ich hunderttausend!... Ich weiß, sie schwätzen und sagen, ich baue Städte, aber wohne selbst dort nicht. Nein, ich baue nicht für mich, sondern für die Russen. Moskau hasse ich, denn dort riecht's nach dem Tatarenkhan; ich wohne am liebsten auf dem Lande. Das geht niemanden etwas an... Trink, Alter! Wir haben den ganzen Tag vor uns; bis fünf Uhr. Dann muß ich nüchtern sein!“

Der Alte trank vorsichtig und wußte nicht recht, wie er sich in dieser vornehmen Gesellschaft, die doch so matrosenhast war, benehmen sollte.

„Jetzt mußt du mir Geschichten erzählen; was die Leute über mich sprechen. Du kennst wohl eine Menge Jaen?“

„Ich kenne wohl welche, aber es ist nicht gut möglich...“

„Dann werde ich erzählen,“ sagte Peter. „Kennst du die Geschichte vom Zirkel und Käse?... Nein!“

Die ist so! Der Zar ist so geizig, daß er immer ein Reißzeug in der Tasche trägt. Mit dem Zirkel mißt er das Stück Käse, um zu sehen, ob seit der letzten Mahlzeit etwas davon gestohlen ist! Die Geschichte ist gut!... Oder diese: Der Zar hat einen Säuerklub. Einmal wollten sie ein Fest feiern, und da wurden die Gäste drei Tage und drei Nächte eingeschlossen, um zu trinken. Jeder Gast hatte eine Bank hinter sich, um den Rausch auszuschlafen; und daneben standen zwei Halbe Tonnen für jeden; die eine Tonne enthielt Futter für drei Tage, die andere war leer und für einen geheimen Zweck bestimmt, du verstehst doch...“

„Nein, das ist zu toll...“

„An solchen Geschichten ergötzt man sich in Petersburg... Hast du nicht gehört, daß ich auch Zähne ausziehe? In meinem Palast soll ein ganzer Sack voll Zähne sein! Und dann soll ich im Lazarett Operationen machen; neulich zapfte ich einem wassersüchtigen Weibe so viel Wasser ab, daß es starb.“

„Glauben die Leute das?“

„Gewiß glauben sie's! Sie sind so dumm, siehst du; aber ich werde ihnen die Eselsohren abschneiden und die Zunge versengen...“

Seine Augen begannen zu funkeln, und man sah, wohin seine Gedanken gingen. Aber wie offen er auch war: er schien Sperrhaken zu besitzen, so daß er selbst im Rausche seine großen Geheimnisse verschwieg, während er die kleinen offenbarte.

Jetzt kam ein Adjutant herein und flüsterte dem Zaren etwas zu.

„Schlag fünf Uhr!“ antwortete der Zar mit lauter Stimme. „Sechzig Grenadiere, mit scharfen Schüssen und Hirschfängern! Adieu!“

„Jaen,“ fuhr der Zar fort, eine Bolte im Gedankengang machend, „ich werde deine Webstühle kaufen, aber ich gebe nicht mehr als fünfzig Rubel für das Stück...“

„Sechzig, sechzig...“

„Du Satan von einem Holländer, du Geizhals! Wenn ich fünfzig biete, so ist's eine Ehre für dich! Ja, die ist es!“

Der Zorn stieg; aber der kam nachträglich und stand im Zusammenhang mit der Meldung des Adjutanten, durchaus nicht mit den Webstühlen. Es kochte im Topf und der Deckel mußte in die Höhe.

„Ihr elenden Gewürzkrämer! Nur Leute schinden, schinden! Aber eure Zeit ist vorbei! Jetzt kommen die Engländer! Das sind andere Leute!“

Jaen, der Schiffer, wurde finster. Das reizte den Zaren noch mehr. Aber er konnte seinem alten Freunde nicht böse werden; er wollte an Jaens Gesellschaft ein Vergnügen haben, und suchte darum einen Ableiter.

„Krüger!“ rief er, „Champagner her!“

Der Krüger kam, fiel auf die Knie und bat um Gnade, weil er das teure Getränk nicht auf Lager habe.

Dieses überflüssige Wort Lager konnte ironisch und aufreizend klingen, sollte es aber nicht. Doch es war willkommen; der Stock konnte gebraucht werden.

„Hast du einen Lagerkeller, du Schelm? Willst du mich lehren, daß ein Matrosenkrüger ein Lager von Schnäpsen führt...“

Und nun tanzte der Stock. Als aber der Holländer sich mit einer mißbilligenden Miene fortwandte, brach des Zaren Wut los. Es war eine Krankheit oder ein Naturell, daß er einen Ausbruch haben mußte. Nun flog der Säbel aus der Scheide. Wie ein Rasender schlug er alle Flaschen auf dem Spültisch entzwei, hieb Tischen und Stühlen die Beine ab. Darauf machte er einen Scheiterhaufen aus den Trümmern und wollte den Krüger lebendig verbrennen.

Da öffnete sich eine Thür; und herein trat ein Weib mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Als das Kind den Vater daliegen sah, wie er den Hals vorstreckte, begann es zu schreien. Der Zar blieb in seiner Gebärde stehen, beruhigte sich, trat auf die Frau zu und grüßte:

„Sei ruhig, Mutter, dir geschieht nichts Böses! Wir spielen nur Matrosen!“

Und zum Krüger gewandt:

„Schick die Rechnung zum Fürsten Menshikow; er bezahlt. Aber wenn du mich fragest, so... Na, ich verzeihe dir für dieses Mal!... Jetzt fahren wir, Jaen! Anker auf und Schot klar!“

Darauf fuhren sie in die Stadt hinaus, der Zar lief in Häuser hinauf, kam wieder herunter; und so wurde es Mittag.

Sie machten vorm Palast Menshikows Halt.

„Ist das Mittag fertig?“ fragte der Zar vom Karbriolett aus.

„Das Mittag ist fertig!“ antwortete ein Lakai.

„Serviere für zwei!... Ist der Fürst zu Hause?“

„Der Fürst ist nicht zu Hause.“

„Tut nichts! Also für zwei!“

So pflegte der Zar seine Freunde zu besuchen, ob sie zu Hause waren oder nicht; und man erzählt, er sei einmal mit zweihundert von seinen Bekannten zu solchen Gewaltbesuchen herumgezogen.

Nach einem glänzenden Diner ging der Zar in einen Salon und legte sich schlafen. Der Schiffer war bereits am Tisch eingeschlummert.

Aber neben seinen Kopf legte der Zar seine Uhr; er konnte sich wecken, wann er wollte!

*

Als Zar Peter erwachte, ging er in den Eßsaal und fand Jaen Scheerbord schlafend am Tische.

„Bring ihn fort!“ befahl der Zar.

„Soll er nicht mehr dabei sein?“ wagte der Kammerherr zu fragen, der ein Günstling war.

„Nein, ich habe ihn satt; man sollte Menschen niemals mehr als einmal treffen im Leben. Trag ihn hinaus an die Pumpe, dann wird er nüchtern, und führe ihn dann auf seine Schute.“

Und mit einem verächtlichen Blicke fügte er hinzu:

„Du altes Vieh!“

Dann fühlte er nach, ob der Säbel sicher saß, und ging.

Nach dem Schlafe war Peter wieder der Kaiser geworden; hoch, gerade, würdig. Er ging nach der Strandlinie hinunter, ernst, groß, wie zu einer Feldschlacht.

Als er Nummer vierzehn gefunden hatte, trat er ohne weiteres ein, sicher, seine fünfzig Mann dort zu finden. Rechts zu ebener Erde nach dem Hofe zu

standen alle Fenster offen. Dort sah er die Verschworenen um einen langen Tisch sitzen und Wein trinken. Er trat in den Saal. Viele von seinen Freunden saßen dort. Das gab ihm einen Stich ins Herz.

„Guten Tag, Kameraden!“ grüßte er munter.

Die ganze Gesellschaft erhob sich wie ein Mann. Blicke wurden gewechselt und Mienen gemacht.

„Wollen wir nicht ein Glas trinken, Freunde?“

Und Peter warf sich auf einen Stuhl. Da aber sah er nach der Saaluhr, und die zeigte erst halb fünf.

Er hatte sich um eine halbe Stunde geirrt; ob er sich nun versehen oder die Uhr bei Menshikow falsch gegangen war.

Eine halbe Stunde! dachte er; aber in der nächsten Sekunde hatte er ein Heldenglas geleert und begann ein sehr populäres Soldatenlied zu singen, das er mit Aufklopfen des Glases begleitete.

Das Lied war verführerisch. Das hatten sie als Sieger bei Pultawa gesungen; danach waren sie marschiert; es lenkte die Erinnerung auf bessere, frohere Zeiten; und alle stimmten ein.

Peters starke Persönlichkeit, die gewinnende, lebenswürdige Art, die er annehmen konnte, wenn er wollte, alles zog die Gesellschaft zu ihm hin. Und nun löste das eine Lied das andre ab, und der Gesang war eine Befreiung von der furchtbaren Besklommenheit. Es war die einzige Möglichkeit, ein Gespräch zu vermeiden.

Zwischen den Liedern brachte jedoch der Zar ein Wohl aus, trank einem alten Freunde zu, ihn in wenigen Worten an ein gemeinsames Erlebnis erinnernd. Er wagte nicht nach der Uhr zu sehen, um

sich nicht zu verraten; aber die halbe Stunde mitten in der Mörderhöhle war unendlich lang.

Manchmal sah er zwei Blicke wechseln; dann aber warf er ein scherzhaftes Wort dazwischen, und der Faden war zerrissen. Er spielte um sein Leben, und er spielte gut; denn er verwirrte sie so mit seiner Munterkeit und Naivität, daß sie nicht ahnen konnten, ob er etwas wisse. Mit dieser ihrer Unschlüssigkeit spielte er.

Schließlich hörte er Waffen draußen auf dem Hofe rasseln, und mit einem Sprunge war er zum Fenster hinaus.

„Massaker!“ war sein einziges Kommandowort. Und damit begann das Blutbad. Er selbst stand am Fenster; und wenn einer hinaus sprang, schlug der Zar ihm den Kopf ab.

„Alles tot!“ schrie er auf deutsch, als es zu Ende war.

Dann ging er seiner Wege, in der Richtung auf die Festung Peter-Paul.

Er wurde vom Kommandanten empfangen und ließ sich zum Prinzen Alexej führen, seinem einzigen lebenden, seinem erstgeborenen Sohn, auf den er seine Hoffnung und damit Rußlands Zukunft gebaut hatte.

Mit dem Schlüssel in der Hand blieb er vor der Zelle stehen, schlug ein Kreuz und betete halblaut:

„Ewiger Gott der Heerscharen, Herr Zebaoth, der den Fürsten das Schwert in die Hand gegeben hat, zu lenken und zu schützen, zu belohnen und zu bestrafen; erleuchte deines Dieners armen Verstand, daß er nach deinem Rechte handeln möge!... Du hast von Abra-

ham seinen Sohn gefordert, und Abraham gehorchte. Du hast deinen einzigen Sohn gekreuzigt, um die Menschheit zu erlösen. Nimm mein Opfer, du Furchtbarer, wenn du es forderst! . . . Doch nicht mein Wille geschehe, sondern deiner. Möge dieser Kelch an mir vorüber gehen, wenn du es willst! Amen, in Christi Namen Amen!“

Er trat in die Zelle und blieb dort eine Stunde.

Als er wieder herauskam, sah er verweint aus; aber er sagte nichts, gab dem Kommandanten den Schlüssel und ging.

Was diesen Abend zwischen Vater und Sohn geschah, darüber gibt es viele Angaben.

Genug, Alexej wurde von 127 Richtern zum Tode verurteilt, und das Protokoll wurde gedruckt. Aber das Urtheil soll niemals vollstreckt worden sein. Der Erbprinz starb vorher.

*

Am selben Abend gegen acht trat der Zar in sein Landhaus und suchte sofort Katharina auf.

„Das Alte ist vergangen!“ sagte er. „Jetzt beginnen wir das Neue, du, ich und die Unseren.“

Die Zarin fragte nicht, denn sie verstand. Aber der Zar war so müde und erschöpft, daß sie einen der Anfälle fürchtete, die sie so gut kannte. Und es gab nur eine Art, ihn zu beruhigen, die alte, gewöhnliche.

Sie setzte sich in die Sofaecke, er legte sich nieder, den Kopf gegen ihren reichen Busen; dann strich sie ihm das Haar, bis er einschlief. Aber drei Stunden mußte sie unbeweglich sitzen.

Ein Riesenkind an einem Riesenbusen, so lag der große Kämpfer des Herrn da; und das Gesicht wurde so

klein, die hohe Stirn wurde von der zottigen Mähne verborgen, der Mund stand offen, und er schnarchte wie ein kleines Kind, das schläft!

Als er schließlich erwachte, blickte er zuerst auf, erstaunt, sich dort zu finden, wo er war. Darauf lächelte er, sagte aber nicht „danke“ und koste auch nicht.

„Jetzt wollen wir was zum Essen haben!“ Das war das erste Wort, das er sprach. „Dann wollen wir was zu trinken haben, und dann ein großes Feuerwerk! Das werde ich selbst unten am Strand anzünden . . . Aber Jaen Scheerbord muß dabei sein.“

„Du hast Jaen ja hinausgeworfen.“

„Habe ich? Er war betrunken, der Kerl! Schicke sofort nach ihm!“

„Du bist so seltsam, Peter; nie der Gleiche in zwei Minuten.“

„Ich will nicht der Gleiche sein. Dann würde er eiförmig. Immer Neues! Und ich bin immer neu! Was! Ich langweile dich nicht mit dem ewigen Einerlei!“

Es wurde so, wie er gesagt hatte. Jaen wurde geholt, aber gebunden, denn er war böse auf Peter wegen der Wasserpumpe und wollte nicht kommen. Als er aber an Land war, wurde er unarimt und auf den Mund geküßt. Da war sein Groll vorbei.

Man aß und trank, und es endete mit Feuerwerk — das war ein großes Vergnügen für den Jaren.

Und so schloß der merkwürdige Tag, der dem Hause Romanow die Thronfolge sicherte. Und so war der Mann, der sich selber nannte: „Der Große, der Selbstherrscher, der Kaiser aller Rußen.“

Der Barbar, der sein Rußland zivilisierte; der Städte baute und selbst nicht darin wohnen wollte; der seine Gattin schlug und dem Weib ausgedehnte Freiheit gab . . . Sein Leben war groß, reich und nützlich im Öffentlichen; im Privaten, wie es sein konnte. Aber er hatte einen schönen Tod, denn er starb an den Folgen einer Krankheit, die er sich zuzog, als er bei einem Schiffbruch Menschenleben rettete — er, der mit eigener Hand so vielen das Leben genommen hatte!

Diese Auswahl ist entnommen
der deutschen Gesamtausgabe
der Werke August Strindbergs,
übersetzt von Emil Schering,
Abteilung Novellen, VIII. Band
(bezw. Ausgewählte Novellen,
in fünf Bänden, Band V)

August Strindbergs Werke

Neue Ausgabe auf holzfreiem Papier

Ausgewählte Dramen in 5 Bänden.

Halbleinen 50 Mt., Halbleder 70 Mt.

(Der Vater, Kameraden, Fräulein Julie, Gläubiger / Nach Damaskus / Rausch, Totentanz, Östern / Die Kronbraut, Schwanenweiß, Ein Traumspiel / Kammerspiele, [Wetterleuchten, Die Brandstätte, Gespensterfonate, Scheiterhaufen].)

Ausgewählte Novellen in 5 Bänden.

Halbleinen 50 Mt., Halbleder 70 Mt.

(Schweizer Novellen / Heiraten / Inselmeer / Drei moderne Erzählungen / Historische Miniaturen.)

Die Romane in 5 Bänden.

Halbleinen 50 Mt., Halbleder 70 Mt.

(Das rote Zimmer / Inselbauern / Am offenen Meer / Die Gotischen Zimmer / Schwarze Fahnen.)

Die Lebensgeschichte in 5 Bänden.

Halbleinen 50 Mt., Halbleder 70 Mt.

(Der Sohn einer Magd / Die Entwicklung einer Seele / Die Brichte eines Toren / Inferno — Legenden / Entweit — Einsam.)

Georg Müller / München

Strindbergs Werke

Deutsche Gesamtausgabe

Unter Mitwirkung von E. Schering als Übersetzer
vom Dichter selbst veranstaltet

Die Dramen

- Jugenddramen. (Eine Namenstagsgabe / Der Freidenker / Hermione / In Rom / Der Friedlose / Anno Achtundvierzig.)
- Romantische Dramen. (Das Geheimnis der Gilde / Frau Margit / Glückspeter.) 5.—9. Tsd.
- Naturalistische Dramen. (Der Vater / Kameraden / Schlüssel des Himmelreichs / Die Hemsöer.) 9.—13. Tsd.
- Elf Einakter. (Fräulein Julie / Gläubiger / Paria / Samum / Die Stärkere / Das Band / Mit dem Feuer spielen / Vorn Tode / Erste Warnung / Debet und Kredit / Mutterliebe.) 18. bis 22. Tsd.
- Nach Damaskus. I., II., III. Teil. 21.—25. Tsd.
- Kausch. Torrentanz. 16.—20. Tsd.
- Jahresfestspiele. (Advent / Ostern / Mittsommer.) 17. bis 19. Tsd.
- Märchenspiele. Ein Traumspiel. (Die Kronbraut / Schwanenweiß / Ein Traumspiel.) 19. bis 23. Tsd.
- Kammerspiele. (Wetterleuchten / Brandstätte / Gespensterfonate / Scheiterhaufen.) 24. bis 26. Tsd.
- Spiele in Versen. (Abu Casems Pantoffeln / Fröhliche Weihnacht! / Die große Landstraße.) 8.—12. Tsd.
- Meister Dlof. (Ausgabe in Prosa und in Versen) 8. bis 12. Tsd.
- Königsdramen. (Folkungersage / Gustav Wasa / Erich XIV. / Königin Christine.) 7.—11. Tsd.
- Deutsche Historien. (Luther / Gustav Adolf.) 6.—10. Tsd.
- Dramatische Charakteristiken. (Engelbrecht / Karl XII / Gustav III.) 5.—9. Tsd.
- Regentendramen. (Der Jarl / Der letzte Ritter / Der Reichsverweiser.) Noch nicht erschienen.

Georg Müller / München

Strindbergs Werke

Deutsche Gesamtausgabe

Unter Mitwirkung von E. Schering als Übersetzer
vom Dichter selbst veranstaltet

Die Romane

Das rote Zimmer. 32.—36. Tsd.

Die Inselbauern. 43.—52. Tsd.

Am offenen Meer. 22.—26. Tsd.

Die gotischen Zimmer. Familienschicksale vom Jahrhundertende. 28.—37. Tsd.

Schwarze Fahnen. Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. 14.—19. Tsd.

Novellen

Studentenleben / Das neue Reich.

Noch nicht erschienen.

Heiraten. Zwanzig Ehegeschichten. 37.—41. Tsd.

Schweizer Novellen. 11.—15. Tsd.

Das Inselmeer. Drei Novellenkreise. 1.—8. Tsd.

Märchen und Fabeln. 5.—9. Tsd.

Drei moderne Erzählungen. (Der Sündenbock / Nichtfest / Quarantäne.) 15. Tsd.

Schwedische Schicksale und Abenteuer. 15.—20. Tsd.

Kleine historische Romane. (Tschandala / Eine Here Insel der Seligen.) 13.—17. Tsd.

Historische Miniaturen. 26.—31. Tsd.

Schwedische Miniaturen. Mit einem Porträt Strindbergs von J. Lindner. 11.—15. Tsd.

Gedichte

Sieben Zyklen-Gedichte. (Jugend und Ideal / Landesflucht / Hochsommer / Wundfieber / Schloßwandler Dreifaltigkeitsnacht / Wortspiele und Kleinkunst.) 1.—5. Tsd.

Georg Müller / München

Strindbergs Werke

Deutsche Gesamtausgabe

Unter Mitwirkung von E. Schering als Übersetzer
vom Dichter selbst veranstaltet

Lebensgeschichte

Der Sohn einer Magd. Mit dem nachgelassenen Vorwort. 24.—33. Tsd.

Die Entwicklung einer Seele. 19.—23. Tsd.

Die Beichte eines Toren. 33.—37. Tsd.

Inferno—Legenden. 19.—23. Tsd.

Entzweit — Einsam. Mit der nachgelassenen Einleitung. 21.—30. Tsd.

Wissenschaft

Unter französischen Bauern. 9.—13. Tsd.

Natur=Trilogie. (Blumenmalereien und Tierstücke / Schwedische Natur / Sylva Sylvarum.) 1.—5. Tsd.

Das Buch der Liebe. Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. 18.—19. Tsd.

Dramaturgie. (Die Kunst des Schauspielers / Das Intime Theater / Das historische Drama / Shakespeare / Faust.) 10.—11. Tsd.

Ein Blaubuch. Die Synthese meines Lebens. I. Band. 12.—16. Tsd.

Ein neues Blaubuch. Die Synthese meines Lebens. II. Band. 10.—14. Tsd.

Ein Drittes Blaubuch. Nebst dem nachgelassenen Blaubuch. 6.—7. Tsd.

Nachlaß

Moses, Sokrates, Christus. Eine welthistorische Trilogie. Mit der Einleitung „Der bewußte Wille in der Weltgeschichte“. 1.—5. Tsd.

Briefe

Briefe ans Intime Theater. 1.—5. Tsd.

Briefe an Emil Schering. 1894—1912. 5. Tsd.

Jeder Band geheftet 6 Mark, Leinen 10 Mark.

Georg Müller / München

